Die Ogilvies

Oder:

Herzenskämpfe.

Zweiter Band.

Die Ogilvies

Oder:

Herzenskämpfe.

Roman

von

der Verfasserin von „John Halifax“ ꝛc.

Aus dem Englischen von A. Kretzschmar.

Zweiter Band.

Leipzig,

Voigt & Günther.

1863.

Erstes Kapitel.

Es ist unmöglich, sich ein eintönigeres und öderes Leben zu denken, als das eines jungen Mannes, der allein in London lebt, wenig Bekannte, keine Beschäftigung zur Ausfüllung seiner Zeit und kein Geld hat, um die Zeit auf angenehme Weise zu tödten.

Philipp Wychnor kam es vor, als ob jede Woche, jeder Tag immer länger und länger würde. Sämmtliche Bücher, die er mitgebracht, hatte er wiederholt durchgelesen und war außer Stande, andere zu kaufen oder zu leihen.

Dann versuchte er zu repetiren, was er in Oxford gelernt, aber arbeiten ohne bestimmten Zweck ist eine undankbare Beschäftigung. Sein ganzer Lebenslauf war gestört und er konnte nicht wieder in das rechte Gleis kommen.

Er ward seines dumpfen kleinen Zimmers überdrüssig. Die Sonne lugte blos am frühen Morgen ein wenig herein, worauf sie sich, als ob es ihr hier nicht behagte, mit dem Frühstücksgeschirr zugleich auf den ganzen noch übrigen Tag entfernte.

Er schlenderte daher in der Stadt herum und philo-

sophirte über die menschliche Natur, die sich hier in so zahllosen Gestaltungen zeigte. Es dauerte jedoch nicht lange, so machte ihn dies noch niedergeschlagener.

Nun suchte er die Sehenswürdigkeiten auf, bei welchen der Eintritt frei war. Zum Glück zählt London zu diesen jetzt einige seiner höchsten und geistigsten Genüsse.

Manche Stunde verbrachte Philipp in dem Britischen Museum, in dem stillen Dunkel des Elgin-Saales, bis er sämmtliche Jünger der Kunst, die hier einen Theseus oder einen Ulysses auf ihren Reißbretern nachzuschaffen suchten, von Ansehen kannte.

Manchen langen Morgen verbrachte er in der Nationalgalerie, einem Orte, der stets frisch, angenehm und sonnig ist — denn strahlen Guido, Tizian und Claude nicht in ewigem Sonnenglanze?

Oft trat Philipp in so gebeugter und verzagter Stimmung ein, daß der Maiglanz und die Heiterkeit der Straßen seine vereinsamte Armuth nur zu verhöhnen schienen. Er verstand von der Kunst nur so viel, als ihr Zauber ein Gemüth wie das seinige unwillkürlich kennen lehren muß. Der Geist Guido's sprach ihm aber durch die traurig blickende Magdalena oder durch das Jesuskind mit seinem bleichen, reinen Antlitz Frieden zu, bis ernst und erhaben die Gestalt von Piombo's Lazarus aus dem Dunkel emportauchte und in da Vinci's Ecce Homo der duldende Gottmensch mitleidig auf den Jammer der Jungfrau herabblickte.

Solche Gemälde waren Philipp am liebsten, denn ihre kummervolle, heilige Schönheit rührte und beschwichtigte in dieser Zeit der Sorge und Unruhe sein Gemüth.

Er hatte in London weiter keine Bekannten als die Pennythornes. Er besuchte sie dann und wann auf Einladung, zuweilen auch ohne eine solche. Dabei aber war er des Verses in den Sprichwörtern Salomonis eingedenk, welcher sagt: „Halte deinen Fuß zurück von dem Hause deines Nachbars, auf daß er nicht deiner überdrüssig werde und dich hasse.“ Deshalb hielten sich seine Besuche immer innerhalb angemessener Grenzen.

Dabei aber ließ sich nicht leugnen, daß es ihm Vergnügen machte, mit Freundlichkeit in diesem stets gastfreien Hause empfangen zu werden, denn Gastlichkeit war eine von Mr. Pennythorne's Tugenden.

Allerdings war der Familiencirkel etwas langweilig, wenn das Haupt zufällig abwesend war; bei Philipp's gegenwärtiger Vereinsamung aber war jeder fremde häusliche Herd eine willkommene Abwechselung mit der Oede und Abgeschiedenheit des seinigen.

Somit lernte er an Mistreß Pennythorne's nichtssagendem, aber gutmüthigem Lächeln ebenso Vergnügen finden, wie an dem unerschöpflichen Geschwätz ihres Gatten, der eben durch seine Ostentation unterhaltend und belustigend ward.

Bei den jüngern Mitgliedern der Familie machte Philipp's Bekanntschaft geringe Fortschritte, denn Frederic war des Abends selten zu Hause und Leigh bewahrte fortwährend dasselbe, fast mürrische Schweigen.

Dann und wann, wenn Philipp zufällig ein wenig eifriger sprach als gewöhnlich, bemerkte er, daß die großen braunen Augen ihn neugierig und aufmerksam betrachteten, aber, wenn er diesen Blick erwiederte, sich sofort wieder

senkten, worauf Leigh's Gesicht in seine gewohnte Theilnahmlosigkeit zurückverfiel.

Dennoch aber, wenn Philipp's Gedanken Beschäftigung suchten, begannen sie zuweilen Vermuthungen über diesen ziemlich eigenthümlichen Knaben anzustellen.

Leider hatte Philipp jetzt nur zu viel Zeit zum Nachdenken, und als ein Monat nach dem andern verging und er immer noch keine Beschäftigung hatte, wurden seine Gedanken immer trauriger.

Eleanor schickte ihm jede Woche einen ihrer langen, ermuthigenden Briefe — kein sentimentales Geschwätz, sondern verständige, aufrichtige und liebevolle Ansprachen. Sie wußte dabei aber nicht, daß ohne diese Briefe das Gemüth ihres Geliebten in die krankhafte Apathie verzögerter Hoffnung oder die Menschenfeindlichkeit und Bitterkeit der Verzweiflung versunken sein würde.

Nicht der Stachel thatsächlicher Armuth war es, was Philipp so schmerzlich empfand. Allerdings gehört ein gewisser Grad von moralischem Muth dazu, dem Sommersonnenschein der Straßen von London in einem fadenscheinigen Rock zu trotzen, und es ist keine kleine Geduldprobe, sich zu einem schlechtgekochten, unzureichenden Mittagsmahle niedersetzen zu müssen.

Dies sind aber dennoch blos Aeußerlichkeiten und verhältnißmäßig leicht zu tragen. Wenn das Gemüth in Bezug auf die Gegenwart zufrieden und der Zukunft, wenn auch nur einigermaßen, sicher ist, so ist ein redlich erarbeitetes Kartoffelgericht keineswegs ein elendes Mahl, und ein Mensch mit reinem Gewissen und Hoffnung in der Brust kann seinen schäbigen Rock darüber zuknöpfen und auf der

Straße mit ebenso glatter, ja sogar ebenso stolzer Stirn einherschreiten, als irgend einer seiner in Purpur und köstliche Leinwand gekleideten Brüder.

Deshalb und da Philipp Wychnor seinen Körper stets für weit weniger kostbar gehalten als seine Seele, wollen wir ihn wegen dieser Entbehrungen nicht bemitleiden.

Er würde dies auch verschmäht haben.

Das innigste Mitleid aber bedurfte er, als die Qual der Ungewißheit, die Marter des Stillsitzens und Nichtsthuns an seiner Seele nagte. Wie oft beneidete er den Steinklopfer an der Landstraße, welcher wenigstens den Trost hatte, den ganzen Tag arbeiten zu können, und seiner Zukunft sicher war.

Endlich ging er zu Mr. Pennythorne und sprach sich offen, eindringlich, beinahe verzweifelnd gegen denselben aus.

„Mein lieber junger Freund!" rief höchst überrascht dieser vortreffliche Mann — er hatte Philipp dann und wann mit ruhiger Miene und in stets anständiger Kleidung zum Thee oder Diner kommen sehen und sich daher in Bezug auf seinen Schützling weiter keine Unruhe gemacht — „ich habe nicht geahnt, daß es mit Ihnen so schlimm steht. Sie haben sich ja niemals beklagt!"

„Das thue ich auch jetzt noch nicht", entgegnete Philipp stolz. „Ich bin Ihnen für alle die Bemühungen, die Sie, wie ich glaube, zu meinen Gunsten unternommen, sehr dankbar, aber ich fange fast an zu glauben, daß es gar keine Beschäftigung gibt, wenigstens keine, die ich verrichten könnte. Das Unglück liegt darin, daß ich zu dem sehr nutzlosen Geschöpf erzogen worden bin, welches man einen Gentleman nennt", fuhr Philipp bitter lächelnd

fort. „Indessen, diesem Uebelstand läßt sich abhelfen. Ich will London verlassen, einen andern Namen annehmen und mich irgendwo als Tagelöhner und Feldarbeiter verdingen. Der Stand des Handwerkers ist mir unglücklicherweise unerreichbar, denn ich habe kein Handwerk gelernt. Arbeit aber muß ich haben, oder ich werde wahnsinnig.“

„Ich beginne zu glauben, daß Sie dies schon sind“, murmelte Mr. Pennythorne, indem er den jungen Mann, seine wildblickenden Augen und seine hohlen Wangen mitleidig betrachtete.

Hierzu kam, daß sein Gewissen ihm zuflüsterte, er habe sich gegen Philipp nicht ganz so benommen, wie er hätte thun sollen.

Allerdings hatte er versucht, ihm zu nützen; er hatte an zwei oder drei Freunde geschrieben und mit zwei oder drei andern wegen eines jungen Mannes, der Beschäftigung suche, gesprochen. Mr. Pennythorne hatte den Fehler begangen, den die meisten gern den Gönner spielenden Leute begehen, er hatte aus Eitelkeit und Liebe zur Ostentation viel zu viel versprochen und sich eines Einflusses gerühmt, den er nicht besaß.

Noch nie hat es ein von Natur so kaltes oder von der Eisrinde äußerer Formalitäten so fest überzogenes Menschenherz gegeben, daß nicht in einem oder dem andern Winkel desselben zuweilen ein Quell der Güte hervorsprudelte. Gleichviel, wie bald er wieder verschwindet, er ist doch dagewesen und kann folglich wiederkommen.

Gerade eine solche Quelle begann den sehr trockenen und staubigen Theil von Mr. Pennythorne's Körper, der

unter der linken Westentasche lag, zu befeuchten, und in Folge einer seltsamen Sympathie zwischen äußern und innern Dingen besann er sich, daß sich in dieser eben erwähnten Tasche eine Fünfpfundnote befand.

Seine Finger näherten sich derselben, sie berührten sie schon, aber gerade in diesem Augenblicke ließ sich ein lautes, einen fashionablen Besuch verkündendes Pochen an der Hausthür hören und die schwache Quelle in Mr. Pennythorne's Herzen sank sofort wieder zusammen. Dennoch aber hatte sie den dürren Boden rings umher ein wenig bewässert.

„Kommen Sie morgen zu mir zu Tische, lieber Sohn", sagte er in herzlichem Tone, „und fassen Sie frischen Muth. Bis dahin werde ich mir überlegt haben, was sich vielleicht mit Ihnen beginnen läßt."

„Morgen, morgen, morgen", seufzte Philipp, dieses so oft täuschende, vergebliche Hoffnungen weckende Wort mechanisch wiederholend.

Als er die Treppe hinunterging, begegnete er in der Hausflur einer eleganten kleinen Dame, die so eben aus ihrem Wagen gestiegen war und der Dienerin Mistreß Lancaster's Wunsch, Mr. Pennythorne, wenn auch nur auf fünf Minuten, zu sprechen, geschäftig einprägte.

Philipp trat auf die Seite, um die Dame vorbeizulassen, und verließ dann das Haus.

Müde und matt schlich er die sonnige, staubige Seite des freien Platzes entlang und fühlte sich so unglücklich und niedergeschlagen wie noch nie.

Zufällig dachte Mr. Pennythorne, der diesen ganzen Tag angestrengt an der Kritik eines Buches, welches er

nicht die Zeit gehabt hatte zu lesen, gearbeitet und des Abends in Mistreß Lancaster's heiterem Salon seine Witze und ironischen Bemerkungen ausgetheilt hatte, nicht eher wieder an Philipp Wychnor, als bis seine Gattin ihn am nächsten Morgen fragte, was er zum Diner haben wolle.

Mr. Pennythorne's häusliche Herrschaft erstreckte sich nämlich auch auf die Küche.

„Ach, da fällt mir ein, daß ich den jungen Wychnor für heute zu Tische gebeten und ihm versprochen habe, etwas für ihn ausfindig zu machen. In der That, diese Beschäftigung suchenden Leutchen sind zuweilen sehr lästig."

Und der alte Herr stützte das Kinn auf die Hand und dachte wenigstens fünf Minuten lang nach. Plötzlich schien er einen brillanten Einfall zu haben.

„Cillie", hob er an.

„Ja, Pierce", entgegnete Mistreß Pennythorne.

„Wieviel verlangte der junge Johnson — der Mensch, welcher, wie Du weißt, gestern da war, um zu fragen, ob ich einen Hauslehrer für Leigh brauchte — wieviel verlangte er für die Lection?"

„Eine halbe Guinee für zwei Stunden; dazu aber wollte er auch Imbiß haben, und Du sagtest, Du wolltest —"

„Still, still! Was doch die Weiber gleich alles hinter einander weg schwatzen. Mistreß Pennythorne, Sie werden jetzt die Güte haben, sich hinunter in Ihre Küche zu bemühen; wenn ich Ihres Rathes und Ihrer Conversation bedarf, werde ich klingeln."

Und mit diesen Worten öffnete Mr. Pennythorne seiner Gattin höflich die Thür, ließ sie hinausgehen und kehrte dann auf seinen Lehnstuhl zurück.

„Das wird sich machen! Eine köstliche Idee!“ sagte er, indem er sich mit einem Ausdruck menschenfreundlicher Genugthuung die Hände rieb. „Wie dankbar wird mir der arme junge Mann sein! Natürlich kann man ihm nicht so viel geben wie einem Lehrer vom Fache. Vielleicht eine halbe Guinee für vier Stunden, zweimal wöchentlich, das ist ein ganz anständiges Honorar für ihn. Er muß damit sehr zufrieden und dankbar dafür sein. Ich erspare dadurch viel Zeit und Mühe, denn dieser Leigh ist ein verwünschter Dummkopf, und ich schlage auf diese Weise zwei Fliegen mit einer Klatsche. Ach, wie viel Gutes kann man in der Welt thun, wenn man es nur versucht!“

Mit dieser angenehmen Ueberzeugung von seiner Großmuth und Freigebigkeit lehnte sich Mr. Pennythorne in seinen Stuhl zurück und rief dann seine Gattin, um ihr mitzutheilen, daß er zu dem heutigen Diner Steinbutt, Lamm und Wildpret wünsche.

„Der junge Wychnor kommt heute zu Tische“, setzte er wohlwollend hinzu; „ich glaube, eine solche Mahlzeit wird ihm nicht alle Tage im Wege stehen.“

Das war allerdings gegründet, und deshalb erachtete sich Mr. Pennythorne nicht verbunden, dem Lehrer seines Sohnes für jede Stunde Unterricht im Lateinischen, Griechischen und der Mathematik mehr als zwei Schillinge sieben und einen halben Pence zu bezahlen.

Zweites Kapitel.

Die Fünfpfundnote fand sonach doch noch den Weg in Philipp's Tasche. Allerdings kam sie nicht auf einmal, sondern in nicht sehr regelmäßigen Zwischenräumen und in Guineetropfen verwandelt, aber sie kam doch und Mr. Pennythorne hatte eine gute That geübt. Davon war er überzeugt und seine Gattin war es auch. Ueberdies erhöhte letztere die Wohlthat noch oft dadurch, daß sie Philipp, wenn er nach seinem anderthalbstündigen Marsche erhitzt und erschöpft ankam, ein Glas Wein und ein Butterbrod reichte.

Diese Dinge waren „nicht in dem Schein stipulirt" und Philipp nahm sie dankbar an. Dieser geringfügige Beweis von Herzensgüte war besser als das Gold.

Anfangs machte es ihm kein großes Vergnügen, Leigh Pennythorne zu unterrichten. Er ertheilte allerdings seinen Unterricht sorgfältig, geduldig und freundlich, aber derselbe schien nie weiter als in die äußere Schicht des stumpfen, allzusehr angestrengten Hirns des Knaben zu dringen. Der Boden war so wiederholt gepflügt und besäet worden, bis zuletzt keine Spur von Fruchtbarkeit mehr darin zu finden war.

Philipp versuchte seinen Schüler zu interessiren, sich ihm zum Freunde zu machen, aber das Herz schien ebenso todt zu sein als das Hirn. Dann und wann leuchtete vielleicht ein Strahl aus den trüben Augen, aber es war nur ein vorübergehendes Licht, und das Gesicht des Jünglings versank wieder in seinen gewöhnlichen leeren, nichtssagenden Ausdruck.

„Leigh hat einen sehr guten Kopf, aber es gehört langes Hämmern dazu, um die Faulheit herauszutreiben", sagte der Vater.

„Leigh ist über diesen einfältigen Büchern der mürrischste Kerl geworden, der je gelebt hat", rief Frederic lachend. „Ich bin nur froh, daß es dem Vater niemals eingefallen ist, zu glauben, ich hätte viel Anlage zum Lernen."

„Der arme Leigh! Ich wundere mich nur, warum er sich durch das lange Sitzen am Feuer krank machen und nie ausgehen will", klagte Mistreß Pennythorne zuweilen, mehr aber wagte sie nicht zu sagen, kaum zu denken.

Und so ward der Knabe mit jedem Tage blässer und stumpfer, dennoch aber mußte er lernen und arbeiten, denn die Zeit verging, und Mr. Pennythorne hatte sich einmal vorgenommen, aus einem seiner Söhne einen Gelehrten zu machen.

Sein Ansehen stand auf dem Spiele, denn er hatte überall mit der Fertigkeit seines Sohnes in den alten Sprachen geprahlt, und was er gesagt, mußte sich als wahr erweisen, trotz des „faulen Leigh".

Früh und spät ward dem armen Knaben ins Ohr geschrien: „Studire! studire!" sodaß er endlich gar nicht

mehr aus seiner kleinen Höhle herauskam. Hier saß er mit seinen um ihn herum aufgethürmten Büchern. Dieselben halfen den Altar bauen, auf welchem der verblendete Vater sein Kind opferte.

Philipp Wychnor sah von all diesem sehr wenig, sonst würde seine stets die Wahrheit sprechende Zunge nicht lange im Stande gewesen sein, zu schweigen. Der Knabe that ihm leid und er versuchte, die wenigen Stunden, während welcher er seine Studien leitete, ihm die Arbeit soviel als möglich zu erleichtern.

Wenn jemals Leigh's Gesicht sich zu einem gewissen Grade von Interesse und Intelligenz aufklärte, so geschah es eben während dieser Zeit, wo er mit seinem freundlichen Lehrer allein war.

Dieser Lehrer erlag aber selbst allmälig den Wirkungen des unruhigen, trostlosen Sommers, den er durchzumachen gehabt. Seine ganze körperliche Energie ward dadurch gelähmt und sein Geist erschlaffte ebenfalls. Es war ihm, als näherte er sich immer mehr dem Schatten einer furchtbaren Krankheit, der er nicht ausweichen könnte.

Jeden Tag stand er mit dem Gedanken auf: „Ich bin neugierig, was aus mir werden wird, ehe der Abend kommt." Und jeden Abend, wenn er sich in sein Bett legte, geschah es mit dem unbestimmten Gefühl, daß er nicht im Stande sein werde, sich wieder zu erheben.

Endlich eines Morgens, als er die Pennythornes verließ, fühlte er sich so krank, daß er sechs Pence auszugeben wagte, um dafür mit dem Omnibus nach der Stadt zurückzukehren. Es war fast sein letztes Geld, denn es fehlten noch einige Tage bis zum Ende des Monats, und

Mr. Pennythorne leistete seine Zahlungen nie eher, als bis sie fällig waren.

Während er so, den Hut über die schmerzenden Augen herabgezogen, in der Ecke des Omnibus saß, war er sich nur des dumpfen Rollens des Wagens bewußt, der ihn irgend wohin trug, er wußte kaum, wohin. In seiner Nähe befand sich ein schreiendes Kind und eine Dame mit einer scharfen, unangenehmen Stimme, welche ihr seidenes Kleid von den schmierigen Fingern des Kindes zurückzog, die dürftig gekleidete Mutter mit zornigen Blicken anschielte und nicht unhörbar murmelte: „Mit was für unangenehmen Menschen man doch in diesen Omnibussen zusammentrifft!"

In der Nähe von King-William-Street stopfte sich einmal die Passage; alle Passagiere steckten die Köpfe aus den Fenstern, und es hieß allgemein, es wäre eine Frau überfahren worden.

Alle diese Dinge nahm Philipp's Auge und Ohr wie durch einen dichten verworrenen Nebel wahr. Er saß in seiner Ecke und rührte sich nicht.

„Welche Gefühllosigkeit!" murmelte die Dame in dem seidenen Kleide, welche sich so zu langweilen schien, daß sie ihre ganze Zeit auf das Beobachten und Kritisiren anderer Leute verwendete.

„Tottenham-Court-Road!" schrie der Conducteur und Philipp war sich eben nur bewußt, daß er eine Bewegung machte, um auszusteigen, und daß ein kleiner alter Mann, der dicht an der Thür des Wagens saß, ihm dabei behülflich war.

„Bezahlen, Sir!" schrie der Conducteur entrüstet, als

Philipp weitergehen wollte. Dieser nahm einen Schilling aus der Tasche und entfernte sich dann schnell.

„Betrunkene verlangen doch niemals wieder etwas heraus“, sagte der Conducteur, indem er seinen Mund zu einem Schmunzeln verzog, worüber alle Passagiere lachten, den kleinen alten Mann ausgenommen. Während er, im Begriff auszusteigen, auf dem Trittbrete stand, warf er dem Conducteur den grimmigsten Blick zu, dessen seine sanften, gutmüthigen Augen fähig waren.

Philipp ging eine kurze Strecke weiter bis in eine stille Gasse und lehnte sich hier, kaum noch im Stande, sich aufrecht zu erhalten, an ein Spalier.

„Ich fürchte, Sie sind krank, Sir“, sagte die theilnehmendste Stimme von der Welt.

„Nein — doch ja, es kann sein, es ist heute so heiß“, murmelte Philipp und sank dann ohnmächtig nieder.

Zum Glück hatte er seine Karte bei sich. Von dem Vorgefühl plötzlicher Krankheit beseelt, gebrauchte er diese Vorsicht stets. Der kleine alte Mann rief eine Droschke herbei und brachte ihn nach Hause.

Diese Nacht lag Philipp Wychnor, von heftigem Fieber geschüttelt, auf seinem armseligen Lager in dem engen Dachstübchen in —street.

Zu derselben Stunde, wo er ohnmächtig niedersank, wandelte Eleanor in dem Schatten der großen Linde des Palastgartens und dachte an ihren Verlobten. Sie malte sich ihn in dem geschäftigen London, wacker, ausdauernd und hoffnungsvoll bei der Arbeit. Vielleicht beneidete sie sogar sein Loos, welches ihm Beschäftigung gab, während

sie selbst so viele stille Prüfungeu zu ertragen hatte. Sie wandelte noch die alten Pfade, aber sie sah Philipp's Antlitz nicht mehr; sie trug den fortwährenden Gedanken an Philipp in ihrem Herzen und doch scheute sie sich, seinen Namen zu nennen.

Die treue Eleanor! Hätte sie ihn jetzt sehen können!

Drittes Kapitel.

Philipp war viele Tage krank, wie viele, wußte er nicht, denn er zählte sie nie, und es war auch keine liebende Wärterin da, welche sie für ihn gezählt hätte.

Er überstand seine Krankheit wie unzählige Andere, welche von Krankheit und Armuth gleichzeitig ereilt werden. Man wundert sich, wie solche arme Verlassene am Leben bleiben. Und dennoch geht der Tod oft an dem von Mangel und Elend heimgesuchten Gemach vorüber, um sich an den Fuß des wohlgehüteten und bewachten Lagers zu stellen, um welches herum eine ganze Armee von Aerzten und Wärterinnen versammelt ist.

Für die Jugend ist das Leben ein unversiegbarer Quell der Hoffnung, und als Philipp Wychnor von seinem Krankenlager wieder aufstand, war er keineswegs so trostlos, als man hätte erwarten können.

Selbst unter den schwierigsten Umständen bringt das erste Dämmern der wiederkehrenden Gesundheit stets ein wenn auch unklares Gefühl der Freude mit.

Als der arme Reconvalescent bis an das Fenster gehen und sich hier niedersetzen konnte, um von dem herrlichen

Herbstsonnenuntergang so viel zu sehen, als die zum Glück hohe Lage seiner Wohnung gestattete, da sprach aus seinem bleichen Gesicht eine geduldige Zufriedenheit, welche die sonst so mürrische alte Wirthin, als sie ihm seinen Thee und sein Butterbrod brachte, bewog, in förmlich zärtlichem Tone zu sagen:

„Mein Himmel, wie munter und wohl Sie heute aussehen, Sir!"

In der That lag auch in Philipp's Gesicht ein Ausdruck, der jedes Herz, in welchem noch ein einziger Tropfen weiblicher Herzensgüte wohnte, hätte rühren müssen, und Dank sei dem Himmel, es gibt wenig Herzen, welche dieser Voraussetzung nicht entsprächen.

Philipp nahm sein ärmliches Mahl mit großem Appetit zu sich und lehnte sich dann in der Dämmerung in seinen Stuhl zurück.

Zum anhaltenden logischen Denken war er zu schwach und gab sich daher einem ruhigen, angenehmen Träumen hin.

Er war sich blos eines einzigen unklaren Wunsches bewußt, des Wunsches, daß die theuern, sanften Augen, die er kannte, auf ihn herabschauen möchten, daß er wie ein müdes Kind sein Haupt an die Schulter der Geliebten lehnen, seine Hand in die ihre legen und so bleiben könnte, ohne zu sprechen oder sich zu bewegen.

Während Philipp noch in diesen träumerischen Zustand versunken dasaß, öffnete sich leise die Thür, und es zeigte sich zu seinem großen Erstaunen an derselben das hagere, lange Gesicht Leigh Pennythorne's.

Der Knabe sah sich im Zimmer um und fuhr zurück,

als er Philipp erblickte, der sich herumdrehte und ihm die Hand entgegenstreckte.

„Wie freundlich von Ihnen, daß Sie mich besuchen!" sagte er mit matter Stimme.

Leigh stürzte auf ihn zu, drückte ihm zwei- oder dreimal die abgezehrte Hand und versuchte zu sprechen, aber vergebens. Endlich zog er sein altes baumwollenes Taschentuch heraus und begann zu weinen wie ein Kind.

Philipp, der über diese Kundgebung innigen Gefühls förmlich erschrak, konnte blos seine Hand auf die Schulter des Knaben legen und lehnte sich dann, zu erschöpft, um zu sprechen, in seinen Stuhl zurück.

Leigh begann unruhig zu werden.

„Mein Besuch wird Ihnen doch nichts schaden?" sagte er schluchzend. „Ich schäme mich vor mir selbst, aber ich hatte nicht erwartet, Sie außer dem Bette zu sehen, und ich freute mich so sehr zu finden, daß es wieder besser mit Ihnen geht, Mr. Wychnor."

„Ich danke, ich danke, Leigh", antwortete Philipp in mattem Tone.

„Sprechen Sie nicht; ich will auch nicht sprechen. Ich habe alle meine Bücher mitgebracht", sagte Leigh und brachte einen großen blauen Sack herbeigeschleppt. „Immer schlafen Sie wieder und rufen Sie mich, wenn Sie etwas brauchen."

Mit diesen Worten setzte er sich auf die andere Seite des Fensters und stemmte, mit dem ewigen Buch dazwischen, seine hagern Ellbogen auf das Fensterbret.

Daß dies aber nur ein gutmüthiger Vorwand war, sah man mit leichter Mühe an den raschen Blicken, welche

die braunen Augen dann und wann verstohlen auf Philipp warfen.

„Leigh!“ sagte der Kranke nach einer Pause.

„Ja, Sir“, antwortete die alte Schulknabenstimme, ganz verschieden von der leidenschaftlichen, welche sich wenige Minuten zuvor hatte vernehmen lassen.

„Nennen Sie mich nicht Sir. Sie können gar nicht glauben, wie sehr ich mich freue, Sie zu sehen, mein guter Junge!“

Philipp drückte, indem er dies sagte, liebreich die kalte spinnenähnliche Hand, denn sein Herz war gerührt.

„Sie freuen sich? Sie freuen sich wirklich, Mr. Wychnor? Dann sind Sie der Erste, der sich gefreut hat, mich zu sehen, oder der mir dies sagt.“

Es lag in diesen Worten ein die Apathie des Knaben durchbrechender halb bitterer, halb verzagender Ton; Philipp nahm jedoch keine Notiz davon.

„Wie erfuhren Sie denn, daß ich krank bin?“ fragte er.

„O, das sah ich Ihnen schon an dem letzten Tage an, wo Sie bei uns waren“, antwortete Leigh. „Ich sah Ihnen nach, als Sie den freien Platz hinabgingen und in den Omnibus stiegen. Sie nehmen mir das doch nicht übel, Mr. Wychnor?“ fragte der Knabe und seine fahle Wange erröthete sichtbar.

Philipp drückte ihm die Hand und Leigh ward immer zutraulicher.

„Ich dachte mir gleich“, fuhr er fort, „daß Sie krank sein müßten, weil Sie früher niemals nach Hause fuhren. Den nächstfolgenden Tag speiste mein Vater außer dem

Hause, und ich eilte schnell hierher, um zu sehen, was Sie machten."

„Wie freundlich! Sie gehen ja sonst nie einen Schritt aus dem Hause."

„O, es war einmal eine Veränderung, es machte mir Vergnügen, und was das Müdewerden betrifft, so macht das weiter nichts aus — ich bin stets müde", bemerkte Leigh mit mattem Lächeln. „Ich bin seit diesem Tage sehr oft hier gewesen, aber Sie redeten irre und kannten mich nicht!"

„Ich hatte ein hitziges Fieber. O Leigh, wenn Sie davon angesteckt worden wären!" sagte Philipp ängstlich und hastig.

„Ach, da seien Sie nur unbesorgt", entgegnete Leigh. „Ich hörte den Arzt sagen, es sei nicht ansteckend, und wenn es dies auch gewesen wäre, so würde ich mich doch nicht gefürchtet haben. Für mich wäre es sogar etwas Angenehmes, wenn ich einmal das Fieber hätte, dann brauchte ich doch nicht immer zu lernen. Es hat aber durchaus keine Gefahr, und deshalb machen Sie sich keine Sorge."

„Aber Ihr Vater?" sagte Philipp.

„O, der weiß nichts davon", antwortete Leigh. „Ich habe es ganz gescheidt angefangen. Denken Sie sich nur, wie! Ich schrieb einen Brief in Ihrem Namen, worin ich sagte, Sie wären gefallen und hätten sich den Fuß verrenkt, sodaß es Ihnen lieb wäre, wenn mein Vater mich meine Lectionen hier nehmen ließe. Sie wollten mir dafür jede Woche eine extra geben. Ich wußte, daß dies meinen

Alten sofort bestimmen würde, auf Ihren Vorschlag ein zugehen."

Ein Ausdruck, in welchem sich kindischer Muthwille und männliche Ironie mischten, zuckte über das Gesicht des Knaben, und er fuhr fort:

„Die Handschrift sah gerade wie die Ihrige und ich steckte den Brief in Southampton-Row in den Briefkasten. Mein Vater hatte keine Ahnung von dem Betrug. Wie hätte er auch etwas ahnen sollen? Und somit kam ich regelmäßig mit meinen Büchern hierher und pflegte Sie."

Philipp war sprachlos vor Erstaunen über das seltsame Gemisch von Liebe und Falschheit, Edelmuth und Lügenhaftigkeit, welches in dieser eingestandenen Handlungsweise des Knaben lag.

Das Gute aber kam auf Rechnung seines Gemüthes, das Schlimme war die Folge seiner Erziehung.

Philipp fühlte sich bei seinem noch so schwächlichen Zustande nicht fähig, ihm hierüber Vorstellungen zu machen und ihm sein Unrecht vor Augen zu halten. Er fühlte blos den Einfluß dieser plötzlichen Offenbarung von Zuneigung zu ihm. Sie kam über ihn wie Wasser über trockenes Ackerland; er konnte sie nicht von sich weisen, obschon die Quelle keine vollständig reine und ungetrübte war.

Leigh fuhr fort, so schnell zu sprechen, als ob er jahrelanges Schweigen wieder gut zu machen hätte.

„Zu der Wirthin sagte ich, ich wäre Ihr Cousin. Wir wurden sehr gute Freunde mit einander — ich pflegte sie jede Woche zu bezahlen."

„Zu bezahlen?" wiederholte Philipp, als ein Gedanke an seine leere Börse sein Gemüth durchzuckte.

„Ja wohl. Mein Vater gab mir natürlich das Geld für die Lectionen mit wie gewöhnlich; das machte sich sehr gut, denn sonst wüßte ich wirklich nicht, wie ich Ihnen das hätte verschaffen sollen, was Sie während Ihrer Krankheit brauchten. Doch ich spreche zu viel. Thäten Sie nicht besser, wenn Sie sich wieder niederlegten?"

Dieser Rath kam nicht zu früh, denn Philipp war ganz verwirrt und erschöpft wieder in seinen Stuhl zurückgesunken.

Augenblicklich verwandelte der stumpfe, dumme Leigh Pennythorne sich in den rührigsten und geschicktesten Krankenwärter und zeigte sich umsichtig und rücksichtsvoll wie ein Weib. Sein schläfriges, träges Wesen schwand mit einem Male. Er pflegte Philipp und vergoß rührende Thränen liebevoller Theilnahme und Freundschaft.

Sobald Philipp sich wieder allein sah, dachte er lange und eifrig nach, welcher Weg, den er einschlagen könne, wohl der beste sei, und unter dem besten verstand Philipp Wychnor stets den rechten; auf Auskunftsmittel richtete er sein Augenmerk nie.

Einmal trieb ihn sein aufrichtiges, wahrheitsliebendes Gemüth, die ganze Geschichte Mr. Pennythorne zu schreiben, aber er sah auch sofort ein, wie furchtbar die Folgen für Leigh sein würden. Er wollte nicht den armen Knaben aufgeben, dessen gebrechliches Leben seinen einzigen Glanz der Liebe zu ihm selbst zu verdanken schien.

Sowie er daher wieder zu Kräften kam, begann er die Heilung dieses armen kranken Gemüthes und versuchte es gerade zu richten wie einen vernachlässigten jungen Baum, nicht mit einem plötzlichen Ruck, sondern durch allmäligen

Einfluß, sodaß Leigh sehr bald seine Irrthümer einsehen lernte und zugestand.

Alles dies that er auf so sanfte Weise, daß, während das Gemüth des Knaben sich dem Lichte erschloß, derselbe auch zugleich mehr als je die Hand lieben lernte, welche ihm dieses Licht brachte, obschon der Glanz der Wahrheit in seinem Herzen viel Schlimmes enthüllte, worüber er nun tiefe Scham empfand.

„Und", sagte Philipp eines Tages, während Leigh neben ihm saß und seinen sanften Vorstellungen zuhörte, „was sollen wir thun, um das alles wieder gut zu machen?"

„Ich weiß es nicht. Entscheiden Sie", antwortete Leigh demüthig.

„Sagen Sie Ihrem Vater — was auch die Wahrheit ist — ich wäre zu krank gewesen, um Ihnen Ihre Lectionen zu geben; Sie hätten aber nicht den Muth gehabt, dies zu sagen, und wären immer noch hierher gekommen. Ganz gewiß kann er darüber nicht ungehalten sein, da Sie dies ja aus Freundlichkeit gegen mich gethan haben."

Leigh schüttelte den Kopf.

„Wenn Sie es wollen, so will ich es thun", sagte er. „Sie haben jedenfalls recht, Mr. Wychnor, und was mir geschieht, ist mir gleich."

„Und", fuhr Philipp fort, „sagen Sie Ihrem Vater auch von mir, ich würde die versäumten Lectionen, sobald ich wieder völlig hergestellt sei, sämmtlich nachholen. Ich muß mir diese Bürde vom Herzen wälzen."

In den großen, ausdrucksvollen Augen, welche jetzt fortwährend in Philipp's Gesicht zu lesen schienen, lag ein Blick der Ueberraschung und Zärtlichkeit.

„Sie müssen ein sehr guter Mensch sein, Mr. Wychnor", sagte Leigh. „Sie sprechen und handeln ganz so, wie ich vor langer Zeit in den Büchern las, die ich gern las — nicht etwa in diesen!" setzte er hinzu, indem er dem blauen Sack einen verächtlichen Fußtritt versetzte. „Ich glaubte damals, ich würde im wirklichen Leben dieselbe Herzensgüte finden, fand sie aber nie und meinte daher endlich, sie existire blos in Gedichten und Romanen. Nun aber weiß ich es besser."

Philipp gab auf dieses einfache kindliche Geständniß keine Antwort, aber es ging ihm zu Herzen. Er nahm sich fest vor, solange dieser Knabe lebte, nicht von ihm zu lassen, sondern sich trotz aller Schwierigkeiten zu bemühen, diesen schwachen, aufstrebenden Geist zum Lichte zu führen.

Mr. Pennythorne war nicht wenig entrüstet, als er hörte, daß man ihn hintergangen; doch ließ er sich durch das demüthige Benehmen seines Sohnes wieder erweichen.

„Leigh ist jetzt nicht halb so verstockt mehr, wie er früher zu sein pflegte, und er verkommt mit dem jungen Wychnor ganz gut", bemerkte er zu seiner Gattin. „Es ist nicht meine Absicht, die Lectionen abzubrechen, da der Knabe selbst gekommen ist und seine Fehler bekannt hat. Dennoch aber muß er noch auf gebührende Weise Abbitte thun, denn ich kann nicht zugeben, daß meiner Autorität Trotz geboten werde."

Die Mutter wagte schüchtern darauf hinzudeuten, daß es für den armen Leigh so wohlthätig sei, jeden Tag einen Weg machen zu müssen, und das Ende von der Sache war, daß Mr. Pennythorne mit der Fortdauer der Lectionen in Philipp's Wohnung sich einverstanden erklärte, natürlich

unter der Voraussetzung, daß die Extralection auch noch ferner gegeben würde.

„Und wie steht es mit dem Gelde, welches ich schon empfangen habe?" sagte Philipp unruhig, als sein Schüler ihm diese Nachricht brachte. „Will Ihr Vater warten, bis ich es ihm wiederbezahlen kann?"

Leigh wurde feuerroth und drehte sich nach dem Fenster herum.

„O, in dieser Beziehung ist er vollkommen zufrieden gestellt. Sie sollen nicht weiter daran denken."

„Wie gütig!" sagte Philipp gerührt, ohne in seinem Dankgefühl auf Leigh's Verwirrung zu achten. Der Knabe hatte seine Uhr — seinen liebsten Schmuck und Begleiter — verkauft, um seinem Vater das Geld zurückzuzahlen.

Viertes Kapitel.

An dem Fenster des Gesellschaftszimmers eines Hauses in London stand eine Dame allein. Sie schaute mehr aus Langweile als aus Neugier auf die Straße hinab, denn sie trommelte sich fortwährend mit der Reitgerte auf die beschuhte Hand. Ihr Gesicht konnte man nicht sehen, sondern blos den Umriß der Wange und das zartgeformte kleine Ohr. Alles aber besaß die schöne Rundung jugendlicher Formen, und ihre lange Gestalt, welche sich in dem dunkeln Reitkleid so vortheilhaft ausnahm, besaß in ihren Wellenlinien eine fast statuenähnliche Vollkommenheit.

Allmälig ward die ungeduldige kleine Hand ruhig, der schöne Kopf senkte sich, und die Stirn an die Fensterscheibe lehnend, stand die junge Dame einige Minuten lang in Gedanken versunken.

Schon dieser Umstand bewies, wie jung sie war. Nach dem zwanzigsten Jahre werden die Gedanken in der Regel zu tief und zu ernst, um sich dergleichen flüchtigen und plötzlichen Träumereien hinzugeben.

Eine Stimme draußen und das Oeffnen einer Thür

unterbrachen dieses Hinbrüten und bewogen die junge Dame, sich herumzudrehen.

Es war Katharine Ogilvie.

„Mein Himmel, wie Du Dich verändert hast!“ rief die Dame, welche in das Zimmer trat, ebenfalls eine alte Bekannte von uns, welche wir den einzigen Zweck ihres Lebens, das Heirathen, so lange haben verfolgen lassen, daß wir uns fast schämen, sie immer noch als Miß Isabelle Worsley auftreten zu lassen.

„Noch niemals ist mir eine solche Veränderung vorgekommen“, fuhr sie mit aufrichtigem Erstaunen fort, welches auch wirklich vollkommen gerechtfertigt war.

Eleanor hatte mit ihren Muthmaßungen recht gehabt. Man konnte kaum irgendwo ein anmuthigeres und schöneres Mädchen sehen als Katharine Ogilvie in ihrem neunzehnten Lebensjahre.

„Aber was hat nur eine solche Veränderung in Dir bewirkt?“ fuhr Isabelle fort, indem sie ihre Cousine vom Kopf bis zum Fuße musterte.

Katharine lächelte, und eine schwache Röthe stieg in ihre Wange empor, eine liebliche Wange, jetzt nicht mehr fahl, sondern von durchsichtiger hellbrauner Farbe, unter welcher das wärme Blut wogte und sie zuweilen mit pfirsichähnlicher Glut übergoß.

„Du weißt, daß es nun beinahe drei Jahre her sind, seit wir einander nicht gesehen haben, Isabelle“, entgegnete Katharine, und während sie sprach, machte sich ein tiefes jungfräuliches Beben in ihrer Silberstimme bemerkbar.

„Drei Jahre! Nein, so lange kann es doch nicht sein“,

entgegnete Isabelle mit einiger Bitterkeit. Sie begann das Zählen der Jahre sehr widerwärtig zu finden.

„Ja wohl ist es so lange, es fehlen nur noch zwei Monate. Nächsten Februar — ich wollte sagen Januar — werden es drei Jahre“, und Katharinens Wange färbte sich dunkler roth, während sie in raschem Tone fortfuhr: „Ja, es war im Januar, als Du kamst, Du und Lizzie und Georg, und außer Euch waren auch noch Eleanor und Hugh da. Was für eine fröhliche Zeit war es doch!“

„Du scheinst sie Dir sehr gut gemerkt zu haben“, sagte Isabelle mit Beziehung und nicht ohne boshafte Absicht.

„Allerdings“, entgegnete Katharine und hob ihr schönes Köpfchen mit einem Gemisch von Würde und Stolz. Isabelle ersah daraus sofort, daß sie da, wo sie das Kind gelassen, jetzt das Weib wiederfand. Sie gab dem Gespräch sofort eine andere Wendung.

„Wir haben schon den ganzen Morgen nach Dir ausgeschaut, Katharine“, sagte sie. „Es ist so furchtbar langweilig, hier in London zu sein, wenn alle Welt auf dem Lande oder auf Reisen ist, und noch dazu mit Niemand weiter als Mama zur Miethe zu wohnen. Ich wollte, dieser unangenehme Proceß wäre beendet. Doch komm, mein gutes Mädchen, nimm Deinen Hut ab und laß uns ein wenig plaudern. Wie lange kannst Du heute Morgen bei mir bleiben?“

„In ein paar Stunden wird mich mein Vater abholen, wenn er aus dem Parlament abkommen kann, außerdem wird er gewiß Hugh schicken.“

„Hugh! In der That, ich werde mich sehr freuen, Cousin Hugh zu sehen. Hat er sich sehr verändert?“ fragte

Isabelle und ihre scharfen Augen hefteten sich beobachtend auf Katharinens Gesicht.

„O nein, Hugh ist noch ganz der Alte“, antwortete Katharine lachend, indem sie das dichte schwarze Haar ordnete, welches beim Abnehmen des Hutes losgegangen war. Ihre Haltung war so ungezwungen und so vollkommen anmuthig, daß Isabellens neidisches Herz die außerordentliche Schönheit ihrer Cousine nothgedrungen anerkannte.

„Und Hugh ist noch immer wie sonst in Summerwood?“ fuhr sie mit demselben forschenden Blicke fort.

„Ja wohl. Ich wüßte nicht, was Papa, besonders jetzt, wo er im Parlament ist, ohne ihn anfangen sollte. Hugh besorgt alles, beaufsichtigt die Oekonomie und die Jagd und verrichtet Cavalierdienste bei Mama und bei mir.“

„Das kann ich mir denken.“

„Ueberdies hat er jetzt, wo Eleanor bei Mistreß Breynton lebt, anderwärts keine Ruhe.“

„Ah! davon erzähle mir doch. Wie seltsam, daß Eleanor sich dazu verstanden hat, fortwährend diesem alten dummen Weibe Gesellschaft zu leisten. Sie hofft wohl einmal viel Geld von ihr zu erben?“

Katharinens Lippe kräuselte sich.

„Eleanor ist keine Erbschleicherin, sollte ich meinen“, antwortete sie kalt.

„O, es ist durchaus nicht meine Absicht, Dich zu ärgern, liebe Katharine“, entgegnete Isabelle. „Natürlich ist Hugh's Schwester in Deinen Augen ein Musterbild aller Vollkommenheiten.“

„Was sagst Du, Isabelle?“ fragte die ruhige und fast stolze Stimme.

„O nichts, nichts“, entgegnete Isabelle. „Du weißt, daß Eleanor und ich niemals großen Gefallen an einander fanden, obschon wir Cousinen sind, und deshalb wechseln wir auch keine Briefe mit einander. Was ich von ihr weiß, habe ich folglich nur vom Hörensagen. Ich bitte Dich, kläre mich auf, liebe Katharine. Ich lasse mich sehr gern in kleine Geheimnisse einweihen.“

„Es handelt sich hierbei durchaus um kein Geheimniß“, antwortete Katharine lächelnd. „Ich habe meine Cousine in der letzten Zeit nur selten gesehen, ihre Briefe sind in der Regel auch ziemlich kurz und enthalten sehr wenig über sie selbst. Ich weiß daher nicht mehr, als andere Leute wissen, nämlich daß sie, weil sie keine Aeltern und keine Schwester hat, gern bei einer alten Dame lebt, welche die Freundin ihrer Mutter war und sie sehr lieb hat. Darin liegt doch wohl weiter nichts Geheimnißvolles.“

„O nein; ich war blos neugierig, es zu wissen — natürlich um Eleanor's willen“, entgegnete die junge Dame.

Wir nennen sie so par excellence, denn Isabelle war ganz wesentlich einer jener sorgfältig fabricirten Artikel, welche die Pensionsschule schafft und die Gesellschaft vollendet.

Als sie es unmöglich fand, von Katharinen irgend etwas zu erfahren, was ihrer Eitelkeit oder ihrer Klatschsucht Nahrung gegeben hätte, begann sie die Conversation ziemlich langweilig zu finden.

Sie nahm deshalb eine Stickerei zur Hand, und nach=

dem sie Katharinens Bewunderung derselben zu erlangen gesucht, ließ sie sich von ihr eine Quantität Zephyrwolle wickeln und dachte ohne Zweifel bei sich selbst, wie ärgerlich es sei, mit einem Mädchen sprechen und die Ankunft eines zweibeinigen Thieres in Rock und Hut wünschen zu müssen, um in die Langweiligkeit dieses Morgenbesuchs einige Abwechselung zu bringen.

Gerade als ob Fortunat's Wünschhütchen ihr Haupt geschmückt hätte, ließ sich alsbald ein furchtbares Donnern an der Hausthür vernehmen und gleich darauf erschien die Zofe mit einer Karte.

„Mr. Frederic Pennythorne", las Isabelle.

„Laß ihn sofort heraufkommen."

Und mit selbstzufriedener Miene warf sie einen Blick in den Spiegel und musterte ihre Toilette in der Weise, in welcher schöne Damen ihres Gepräges die Ankunft eines männlichen Individuums stets zu ehren pflegen.

„Das ist wohl ein Geschäftsbesuch?" bemerkte Katharine. „Denn Du sagtest, Deine Freunde und Bekannten wären alle verreist. Bin ich vielleicht im Wege?"

„O nein, durchaus nicht. Mr. Pennythorne ist nämlich unser Anwalt in unserer Proceßsache. Er ist ein gar nicht unangenehmer junger Mann. Er kommt oft — etwas öfter, als wegen der mit dem Proceß zusammenhängenden Geschäfte eigentlich nöthig ist" — hier schlug Isabelle mit affectirtem Lächeln die Augen nieder und kicherte. „Es ist daher recht gut, wenn Du mit zugegen bist, Katharine, denn Mama ist in diesem Punkte sehr eigensinnig. Vielleicht verstehst Du aber von dergleichen Dingen noch gar nichts und —"

Die Thür des Besuchzimmers öffnete sich und Mr. Frederic Pennythorne trat ein. Nachdem die wechselseitige Begrüßung und Vorstellung vorüber war, begann das Kleingewehrfeuer der Conversation. Es war ganz von der Art, wie man es von den zwei Hauptpersonen erwarten konnte, denn Katharine nahm nur geringen Antheil daran.

Mit instinctartigem, aber in diesem Falle völlig überflüssigem Zartgefühl zog sie sich bald an das Fenster zurück, und wenn ihre Augen ein- oder zweimal nach Isabellen und dem jungen Manne hinschweiften, so ward sie dazu durch ein weit tieferes Gefühl als bloße Neugier veranlaßt. Ihr war jedes liebende Herz und jede Liebe heilig, und zum ersten Male in ihrem Leben empfand sie Sympathie mit ihrer Cousine.

Das junge arglose Herz sah in allen andern nur das Ebenbild des eigenen; die Wahrheit konnte die Lüge nicht einmal errathen.

Und dennoch wunderte sich Katharine ein wenig, als das heitere Gelächter und unbefangene Geschwätz ihrer Cousine an ihr Ohr schlug. Die Liebe schien ihr etwas so Tiefes und Ernstes, und Isabelle war gleichwohl selbst in Gegenwart ihres Geliebten die personificirte Heiterkeit und Sorglosigkeit.

Ihres Geliebten! Als Katharine den selbstgefälligen Schwätzer und Complimentendrechsler genauer ansah, empfand sie ein gewisses Gefühl von Scham, daß sie dieses Wort so falsch angewendet.

Sie wendete sich ab von dem ewig lächelnden, glatten Gesicht mit dem geschniegelten, unter dem Kinn zusammen-

stoßenden Backenbart, und in ihrer Erinnerung stieg das Bild eines andern, von diesem sehr verschiedenen Antlitzes empor. Sie lächelte stolz und freudig vor sich hin und dachte nicht einmal wieder an Mr. Frederic Pennythorne.

Dieser war seinerseits geneigt, das etwas negative Compliment zurückzugeben. Leute seines Schlags haben in der Regel einen großen Widerwillen, körperlich oder geistig auf sich herabschauen zu lassen. Katharine Ogilvie that unglücklicherweise beides, und die Art und Weise, auf welche sie sein erstes Compliment empfing, hielt ihn ab, ein zweites zu wagen. Er fand, daß sein kleiner Geist förmlich den Grund verlor, und plätscherte daher so schnell als möglich zurück nach den schützenden Sandbänken des leichten Geplauders, welches Isabelle ihm anzuhören gab.

Als Katharine aus ihrem angenehmen Schweigen durch die Meldung aufgeschreckt ward, daß Mr. Frederic Pennythorne sich wieder zu entfernen wünsche, ward zwischen ihnen weiter nichts gewechselt als eine Abschiedsverbeugung, welche Katharine gegen den vermeinten Anbeter ihrer Cousine so artig als möglich zu machen suchte.

„Mein Himmel, wie langweilig doch diese Männer sind! Man hat nur seine Plage mit ihnen!" rief Isabelle, indem sie sich wie erschöpft in einen Armstuhl warf, während ein selbstzufriedenes Lächeln ihren Worten zu widersprechen schien.

Katharine sah sie sehr verwundert an.

„Aber, Bella", sagte sie, „ich glaubte, Du freutest Dich, diesen Herrn zu sprechen. Ich glaubte, er wäre ein specieller Freund von Dir — mit kurzen Worten, ein —"

„Anbeter willst Du sagen", unterbrach Isabelle sie lachend, „oder ein Schatz, wie die Dienstmädchen sagen."

Katharine wußte nicht, ob sie in das Gelächter ihrer Cousine einstimmen sollte oder nicht, ja sie wußte überhaupt nicht, was sie von ihr denken sollte. Endlich fragte sie in ernstem Tone:

„Meine gute Bella, liebt Ihr, Du und dieser junge Mann, einander wirklich?"

Isabelle lachte noch herzlicher als vorher.

„Na, das muß ich sagen!" rief sie. „Ob wir einander lieben! Das klingt gerade wie ein Bibelspruch. Du kleine Einfalt! Heuzutage spricht Niemand mehr so, ausgenommen in Romanen. Wo hast Du denn das gelernt und von wem?"

Wieder verkündete Katharinens tiefes Erröthen Isabellen, daß die kindischen Tage, wo sie ihre junge Cousine zum Besten gehabt, vorüber seien. Sie nahm daher auch sofort eine andere Taktik an und setzte in ernstem Tone hinzu:

„Ich weiß schon, was Du sagen willst, Katharine. Auf die Form der Worte kommt weiter nicht viel an. Mag Frederic Pennythorne mir nun gefallen oder nicht, so ist doch vollkommen klar, daß ich ihm gefalle, wie er mir auch vor ungefähr zehn Minuten selbst sagte."

„Und Du wirst ihn heirathen, das heißt, wenn Du keinen Andern liebst oder geliebt hast?" fragte Katharine.

„Mein gutes Kind, Du bist noch sehr unschuldig!" rief Isabelle. „Welch einen Unterschied könnte dieser letzte Umstand wohl machen, sobald es sich für mich darum handelt, Mistreß Pennythorne zu werden? Dergleichen kleine

Verhältnisse habe ich von meinem sechzehnten Jahre an gehabt. Es ist das sehr schlimm, aber wenn die Männer sich einmal verlieben wollen, was kann man dann weiter thun? Du wirst Dich schon selbst hiervon überzeugen lernen, wenn das, was die Leute von Dir sagen, wahr ist."

„Und was sagen denn die Leute von mir?" fragte Katharine, und ihr Herz erbebte, als es von dem Gedanken durchzuckt ward, daß — doch nein — dies war unmöglich! Sie lächelte ruhig. „Ich bitte Dich, Isabelle, erzähle mir dieses interessante Gerücht", setzte sie hinzu.

„Es besteht blos darin, daß Miß Katharine Ogilvie, wenn sie heirathet, ihren Familiennamen nicht zu wechseln brauchen wird, und daß unser vortrefflicher Cousin Hugh gegründete Aussicht hat, Titel, Güter, Erbin und alles zu bekommen. So denkt die Welt."

Katharine richtete sich empor.

„Ich sehe nicht ein, daß die Welt nöthig hat, überhaupt etwas hierüber zu denken", sagte sie. „Mag sie aber dies thun oder nicht, so ist dies für mich sowohl als für Hugh von geringer Bedeutung. Wir sind zu gute Freunde, als daß wir uns an ein müßiges Gerücht kehren sollten."

„Ja, ja", entgegnete Isabelle. „Ich finde es ganz in Ordnung, daß Du jetzt so sprichst, liebes Kind; aber wir werden sehen. Ich dachte mir lange, was das Ende sein würde, und so haben wahrscheinlich auch noch einige ältere Köpfe als der Deinige oder meinige gedacht. Natürlich wissen Deine Aeltern beide, was für eine gute Partie es für Dich wäre."

„Eine gute Partie!" wiederholte Katharine, während ihre schönen Lippen sich kräuselten und ihre ganze Miene

unaussprechliche Verachtung ausdrückte. „Ist das der einzige Grund, aus welchem die Leute heirathen?“

In diesem Augenblicke sprang Isabelle von ihrem Sitze am Fenster empor und rief:

„Ich bitte Dich und Mr. Hugh Ogilvie um Verzeihung, denn eben kommt er die Straße herunter geritten. Sieht er nicht schon nach dem Fenster herauf? Na, er ist ein sehr hübscher junger Mann, und deshalb wünsche ich Dir Glück, liebe Cousine.“

Wenn die Blicke entrüsteten weiblichen Stolzes, die aus Katharinens Augen zuckten, wirkliche Blitze gewesen wären, so hätten sie Isabellen zu Asche verzehrt.

Fünftes Kapitel.

Katharine ritt schweigsamer und nachdenklicher, als sie sonst zu sein pflegte, mit ihrem Vater und Hugh nach Hause. Zwei- oder dreimal scheute ihr Pferd bei den unruhigen, fast zornigen Bewegungen der jugendlichen Reiterin, und als Hugh sich ihr sofort näherte, wies sie seinen Beistand fast etwas kurz zurück.

„Wie wunderbar unabhängig Du heute Morgen bist, Katharine", sagte Hugh.

„Natürlich bin ich es und werde es auch stets sein", lautete die rasche Antwort.

Hugh's Blicke verriethen, daß er überrascht war und sich ein wenig verletzt fühlte, und Katharine machte sich sofort Selbstvorwürfe.

„Wie thöricht, wie unrecht ich doch handle", dachte sie. „Es war ja vielleicht weiter nichts als leeres Geschwätz von Isabellen. Ich will nicht weiter daran denken."

Und somit rief sie Hugh wieder heran, um ihm eine geringfügige Bemerkung mitzutheilen, in deren Ton die Abbitte lag, welche sie ihm schuldig zu sein glaubte. Als sie aber bemerkte, wie hastig er auf ihren Ruf seinem Pferde

die Sporen gab und wie sofort sein ganzes Gesicht vor Freude strahlte, ward sie wieder unruhig.

Bei diesen häufigen Ritten waren die beiden jungen Leute gewohnt, oft weit hinter Sir Robert zurückzubleiben, um sich ein wenig umzuschauen und mit einander zu plaudern. Heute aber hielt Katharine ihr Pferd auf dem ganzen Wege dicht neben dem ihres Vaters, und als sie Summerwood erreichten, sprang sie aus dem Sattel, ohne auf Hugh's gewohnten Beistand zu warten.

„Immer noch unabhängig, Katharine?" sagte der junge Mann, zu wenig empfindsam oder auch sich seiner Beute zu sicher fühlend, als daß er die Veränderung in dem Benehmen seiner Cousine weiter beachtet hätte.

Sie lachte, das Gelächter aber war gezwungen, und indem sie mit der Entschuldigung, es sei die höchste Zeit, sich zum Diner umzukleiden, die Stufen hinaufsprang, begab sie sich sofort auf ihr Zimmer, denn ihr junges Herz ward jetzt von einer neuen Sorge bedrückt.

Die Möglichkeit, daß Hugh sie zu seinem Weibe zu machen wünsche, war ihr noch nie in den Sinn gekommen. Sie besaß keine mädchenhafte Eitelkeit, und die eine große Liebe, welche jeden Gedanken und jeden Wunsch ihres Herzens absorbirte, schloß alle geringern Neigungen, ja selbst die Vermuthung ihres Daseins in Andern aus.

Ueberdies hatte sie Hugh ihr ganzes Leben lang wie einen Bruder betrachtet und war ihm wie einem solchen begegnet.

Sein ruhiges Wesen ward durch diesen freimüthigen und liebreichen Verkehr zufrieden gestellt, und in der Meinung, daß sie bei ihrer abgeschlossenen Lebensweise gar keine Ge-

legenheit habe, irgend ein anderes Verhältniß anzuknüpfen, wartete er, bis ihm sein Onkel erlauben würde, zu sagen: „Katharine, willst Du mich heirathen?“ fest überzeugt, daß sie sofort antworten würde: „Ich danke Dir, Hugh; ja, ich will es.“

Da er sie wirklich sehr innig liebte, so hätte er ihr dies wahrscheinlich dann gesagt, und somit wären sie in den stillen Hafen ehelichen Glückes eingelaufen, wie dies in Summerwood gebräuchlich war.

Und dies sollte das Ende ihres leidenschaftlichen Traums von beinahe vergötternder Liebe sein? Sollte Katharine mit ihrer heißen Sehnsucht nach allem, was groß und glänzend ist, mit einer so hohen Seele, daß sie zu ihrer Anbetung eine noch höhere suchte, ihr Ideal von Liebe und Ehe auf diese Weise zertrümmert sehen? Konnte sie die Zukunft, welche sie sich gedacht, gegen ein Leben mit einem Manne vertauschen, der keine höhern Interessen kannte als den Hunde- und Pferdestall und die Jagd?

Dieser Gedanke raubte Katharine fast den Verstand. Unmittelbar darauf aber machte sie sich Vorwürfe wegen der Verachtung, von welcher sie ihr Herz gegen Hugh, gegen den armen harmlosen Hugh erfüllt fühlte. Was konnte er dafür, wenn er einmal kein höheres Streben, keine höhern Interessen kannte?

Katharine begann über die Möglichkeit, daß er sie liebe, nachzudenken, und ihre die vergangenen Jahre durchschweifende Erinnerung fand manchen kleinen Gegenstand, welcher diese Vermuthung bestätigte.

Sie ward sehr traurig. Die Liebe, welche ihr eigenes Herz erfüllte, lehrte sie Mitleid gegen Hugh. Sie dachte

an ihre Aeltern und an die Beweggründe, welche Isabelle ihnen beigemessen. Die verabscheuten Worte „eine gute Partie" hallten in ihren Ohren wieder und stachelten ihr stolzes Gemüth zum Widerstand auf.

„Niemals soll man mich kaufen oder verkaufen! mich, welcher er sein liebendes Wort, seinen Abschiedsgruß schenkte. O Paul, Paul, kein anderer Mann als Du soll je diese Hand besitzen — ich will sie für Dich bewahren bis an das Ende meines Lebens."

Und wieder küßte sie mit wilder Leidenschaft ihre eigene zarte Hand, die Hand, welche durch Paul Lynedon's Druck ein- für allemal geheiligt worden.

Sie trat hierauf an das kleine Pult, in welchem sie alle ihre Schätze verwahrte. Hier lag neben manchem kindischen Erinnerungszeichen der einzige Brief, den sie jemals von ihm erhalten, welchen er ihr geschrieben, nachdem Eleanor ihn abgewiesen.

Wie entzückend war die Freude gewesen, die er ihr gebracht!

Und im Laufe der nächstfolgenden Wochen und Monate stellte sich ein allerdings ruhigeres, aber nicht weniger tiefes Glück ein. Welch ein Trost war es ihr, in ihrer Sehnsucht nach ihm und bei allen ihren kleinen häuslichen Leiden das Behältniß ihres Schatzes zu öffnen, ihre Wange auf das Papier zu legen und zu fühlen, daß schon diese Berührung alle ihre Thränen in Lächeln verwandelte!

Und treu, verhängnißvoll treu war sie der Liebe, welche sie in diesem Briefe zu lesen glaubte. Der leichtfertige, sorglos hingeschriebene und bald vergessene Ausbruch

verletzter Eitelkeit ward für ihr getäuschtes Herz ein Kleinod, welches demselben Hoffnung, Kraft und Leben gab.

Sie zweifelte keinen Augenblick an ihm, selbst dann noch nicht, als aus den Monaten seiner Abwesenheit Jahre wurden und keine Nachricht von ihm oder über ihn ihr in ihrer Einsamkeit zuging.

Irgend eine seltsame Nothwendigkeit hielt ihn entfernt, glaubte sie; daß er aber wiederkommen würde, um die Liebe, welche er gewonnen, in Anspruch zu nehmen, davon war sie so fest überzeugt, wie von dem Dasein der Sonne am Himmel.

Ein einziges Mal durchzuckte sie der entsetzliche Gedanke, daß er todt sei. Doch nein, dies war nicht möglich, denn selbst im Tode würde er ihrer gedacht haben.

Diesen Gedanken beschwor sie nicht wieder herauf — sie hätte es nicht thun können, ohne zugleich dem Leben zu entsagen.

So wartete sie ruhig. Ihre ganze Sorge war, sich seiner und der gesegneten Zeit, wo er sie als die Seine beanspruchen würde, würdig zu machen. Sie bemühte sich, ihm an Intelligenz und Gemüth näher zu kommen; sie freute sich ihrer Schönheit und frohlockte, als sie sich mit jedem Tage schöner werden sah; sie übte sich in jeder zur Zierde dienenden Fertigkeit, welche sie in seinen Augen anziehender machen konnte, und als endlich das Lob der Welt zu ihren Füßen niedergelegt ward, da war sie stolz auf ihre unwiderstehlichen Reize, ihre Talente und ihre Schönheit, denn alles war ja für ihn bestimmt.

Nur eins fehlte ihr — der tiefe, heilige Glaube, welcher in der Liebe selbst nur den Wiederschein jenes reinen Ideals

sieht, nach welchem alle streben sollen und welches selbst in der feurigsten Anbetung dem Menschlichen niemals gestattet, das Göttliche auszuschließen.

Katharine nahm den Brief zur Hand und las ihn zum tausendsten Male. Die zärtlichen Worte desselben schienen durch Paul's eigene Stimme ihr ins Ohr gehaucht zu werden und ihr Trost und Kraft zu geben. Dann stellte sie das Portrait, welches, jetzt nicht mehr in ihrem Zimmer hängend, sorgfältig den Blicken aller entzogen ward, vor sich hin. Sie betrachtete es mit innigem, sehnendem Blicke, aber sie dachte jetzt nicht an das Gesicht des jungen Dichters, sondern sie glaubte in Paul Lynedon's Augen zu schauen.

„Niemals soll man mich von Dir reißen, von Dir, meinem Geliebten — meinem Paul!“ rief sie. „Ich will feststehen gegen Vater und Mutter, gegen die ganze Welt! Lieber will ich sterben, als einen Andern heirathen als Dich.“

Dennoch schämte sie sich dieser heldenmüthigen Entschlüsse gegen ungerechte Aeltern und dergleichen, als sie in dem Benehmen der betreffenden Personen durchaus keine Veränderung wahrnahm. Ihr gutmüthiger Vater, ihre freundliche Mutter und ihr stiller, friedfertiger Hugh schienen keineswegs Charaktere zu sein, welche geeignet wären, eine düstere Tragödie gekränkter Liebe und unterdrückter Unschuld in Scene zu setzen. Im Laufe einer Woche starb Katharinens Argwohn hinweg und sie lächelte über die Leichtgläubigkeit, womit sie ein müßiges Gerücht aufgenommen.

Nichtsdestoweniger blieben die Gedanken, welche dasselbe

erweckt hatte, nicht ohne Einfluß, sondern ließen ihre alles Andere absorbirende Liebe in ihrem Herzen immer tiefere Wurzel schlagen.

Eines Tages trat Lady Ogilvie mit geheimnißvoll wichtiger Miene und einem Brief in der Hand in das Zimmer ihrer Tochter.

„Meine liebe Katharine“, sagte sie, „ich bringe Dir eine Neuigkeit. Hier ist ein Brief von Deiner Tante Worsley. Lies ihn aber selbst; Du ersparst mir dadurch die Mühe des Sprechens.“

Und Lady Ogilvie, die jetzt ein wenig älter, ein wenig corpulenter und weit weniger flink geworden war, setzte sich in den Lehnstuhl — denselben, in welchem Sir James gestorben war — und begann eine große schwarze Katze zu streicheln, für welche Katharine liebreiche Fürsorge trug, weil sie als kleines Kätzchen ein Spielwerk für ihres Großvaters zweite Kindheit gewesen. Ein- oder zweimal warf Lady Ogilvie einen Blick auf das Gesicht ihrer Tochter und wunderte sich, daß Katharine fast gar keine Ueberraschung verrieth, sondern den Brief zurückgab, indem sie blos bemerkte:

„Nun, Mama, ich bin überzeugt, daß Du Dich darüber freust; ich freue mich auch darüber.“

„Aber liebes Kind, wie ruhig Du diese Mittheilung hinnimmst! Eine Hochzeit in der Familie kommt nicht alle Tage vor. Ich bin selbst deswegen ganz aufgeregt.“

„Aber, Mama, für mich ist es streng genommen nichts Neues. Ich sah Mr. Pennythorne, als ich in London bei Tante Worsley war und Isabellen sprach.“

„Aber Du hast ja kein Wort davon gesagt?“

„Das wäre nicht recht von mir gewesen, denn Isabelle bat mich, zu schweigen."

„Junge Leute dürfen ihren Aeltern nie etwas verhehlen", sagte Lady Ogilvie in sanft vorwurfsvollem Tone.

„Wirklich, gute Mama, die Wahrheit zu gestehen, habe ich kaum wieder an die Sache gedacht, denn ich fand an dem Herrn kein großes Interesse", entgegnete Katharine. „Ich freue mich indessen, daß Isabelle heirathet, denn ich glaube, sie wünschte es sehr."

Und der leichte satirische Hang, welcher in Katharinen schlummerte, verrieth sich durch ein unterdrücktes Lächeln von fast komischem Ausdrucke.

„Daß junge Mädchen sich versorgt zu sehen wünschen, ist sehr natürlich", antwortete Lady Ogilvie, „und besonders wenn sie wie Deine Cousine das älteste Kind einer zahlreichen Familie sind. Das Einzige, was dazu gehört, ist eine passende Partie."

Katharine zuckte ein wenig zusammen und ihre schöne Stirn runzelte sich einen Augenblick bei den unangenehmen Erinnerungen, welche die letzten Worte ihrer Mutter erweckten.

Lady Ogilvie fuhr aber ganz unbefangen fort:

„In dem vorliegenden Falle scheint alles den Anforderungen zu entsprechen, welche man billigerweise stellen kann. Gegen Deinen Vater spricht sich die Tante natürlich umständlicher aus als gegen mich, und in ihrem Briefe an diesen erklärt sie, daß der Bräutigam ein gutes Einkommen und vortreffliche Aussichten hat. Seine Familie ist eine ganz achtbare. Nach dem, was Dein Vater darüber äußert, bin ich der Meinung, daß Isabelle sich auf

diese Weise ganz gut verheirathet, denn sie hat wenig oder gar kein Vermögen und bekommt vielleicht keinen bessern Antrag."

Während dieser in prosaisch orakelmäßigem Tone gehaltenen Rede hatte Katharine vollkommen schweigend zugehört. Ein- oder zweimal biß sie sich auf die Unterlippe und pochte mit ihrem kleinen Fuß so heftig auf das Kissen, daß die Gemüthsruhe der großen schwarzen Katze, welche gewöhnlich dort lag, wesentlich beeinträchtigt ward.

Als Lady Ogilvie schwieg und eine Antwort erwartete, sagte Katharine weiter nichts als:

„Nun, Mama?"

„Aber, liebes Kind, Du scheinst Dich für die Sache sehr wenig zu interessiren", bemerkte ihre Mutter.

„Ich gestehe, daß ich mich allerdings nicht sehr dafür interessire", antwortete Katharine.

„Was für ein sonderbares Mädchen Du doch bist, Katharine. Ich hätte geglaubt, alle jungen Damen von Deinem Alter müßten sich für Liebe und Heirath interessiren."

„Ich glaube nicht, daß diese beiden Begriffe sich in dem vorliegenden Fall verschmelzen, und deshalb kümmere ich mich weniger darum."

„Aber, mein liebes Kind, Du solltest Dich darum kümmern!" entgegnete die besorgte Mutter. „Du näherst Dich jetzt einem Alter, wo es nothwendig ist, richtige Ideen über diese Dinge zu haben. Wahrscheinlich wirst früher oder später auch Du —"

„Ach Mama, Du wünschest doch nicht Deine Katharine los zu sein?" sagte die Tochter, indem sie sich schnell

erhob und ihre Arme um den Hals ihrer Mutter schlang, sodaß diese ihr nicht ins Gesicht sehen konnte.

„Durchaus nicht, liebes Kind, aber —"

„Nun, dann wollen wir auch nicht davon sprechen."

„Nein, durchaus nicht, wenn Du es nicht willst, mein gutes Kind", sagte die Mutter in zärtlichem Tone, und in diesem Augenblick ließ eine plötzliche und sehr natürliche Regung mütterlicher Eifersucht sie fühlen, daß es ihr in der That schwer werden würde, ihr einziges Kind irgend einem Manne zu überantworten. Sie bewog Katharine auf dem Schemel zu ihren Füßen Platz zu nehmen.

„Setz' Dich hierher, liebes Kind, und laß uns weiter von Isabellen sprechen. Du weißt, daß sie Dich unter der Zahl ihrer Brautjungfern zu sehen wünscht; hast Du Lust dazu?"

„Ja wohl, wenn Du es wünschest."

„Allerdings wünsche ich es, und übrigens, da die Vermählung so bald und ehe noch Isabellens Mutter London verläßt, stattfinden soll, so hat Dein Vater die Absicht, den Vorschlag zu machen, sie hier in Summerwood zu feiern. Es wird dies allerdings nicht wenig Umstände machen, aber Isabelle ist einmal das Kind seiner einzigen Schwester und hat keinen Vater mehr. Dein Vater glaubt, es werde dies überhaupt dem Ansehen der Familie besser entsprechen, als wenn die Vermählung von einer Miethwohnung aus stattfindet, und ich bin vollkommen mit ihm einverstanden, besonders da dies auch Deiner Tante sehr angenehm sein wird."

„Was für eine gute, rücksichtsvolle Mama Du bist!" murmelte Katharine mit einem plötzlichen Stich im Ge-

wissen, als sie der widerstreitenden Gefühle der letzten zehn Minuten gedachte.

„Und nun, liebes Kind", hob Lady Ogilvie wieder an, „da keine Zeit zu verlieren ist, so habe ich den Wagen bestellt, damit wir sofort zu Deiner Tante fahren und uns mit ihr wegen der Kleider und andern Angelegenheiten besprechen können. Meine kleine Katharine wird eine schöne Brautjungfer abgeben! Ich freue mich jetzt schon, sie zu sehen", setzte die Mutter hinzu, indem sie der Tochter liebreich mit der Hand über das glatte geflochtene Haar fuhr.

Katharine lachte heiter und fröhlich wie ein Kind.

„Und wenn sie einmal selbst Braut sein wird", fuhr Lady Ogilvie in etwas zitterndem Tone fort, „dann wird sie eine gute Wahl getroffen haben und so heirathen, daß ihr Papa und ich uns darüber freuen können, nicht wahr?"

„Ich werde niemals heirathen, ohne Deinen und des Vaters Willen zu Rathe zu ziehen", sagte Katharine sanft, aber fest, „und Ihr werdet mir in Bezug auf den meinigen dieselbe Freiheit gestatten."

„Natürlich werden wir das, mein Kind! Wir haben jedoch noch Zeit genug, hieran zu denken. Jetzt laß uns gehen und Isabellen unsern Glückwunsch bringen."

Sechstes Kapitel.

„Wie schön Dir dieses hochzeitliche Gewand steht, Katharine!“ rief Hugh, als er ihr am Hochzeitsmorgen auf der Treppe begegnete. Er konnte sich nicht enthalten, ihre beiden Hände zu ergreifen und ihr bewundernd in das schöne Antlitz zu schauen. „Es fehlen Dir blos noch die Orangenblüten, um selbst wie eine Braut auszusehen und zwar weit schöner als Bella.“

„Ich danke Dir, Hugh“, entgegnete seine Cousine lachend und mit einem tiefen Knix. „Es ist nur gut, daß die Braut Dich nicht hört, denn Du weißt“, setzte sie scherzend hinzu, „daß Du sie einmal sehr schön fandest und die Leute sagten, sie werde einmal ihren Mann nicht außerhalb der Familie zu suchen brauchen.“

„Ach Unsinn! Ich will hoffen, daß Du wenigstens dies nicht gedacht hast. Es wäre mir sehr unangenehm, wenn es der Fall gewesen wäre“, sagte Hugh in ernstem Tone.

Sie erröthete und entzog ihm ihre Hand.

„In der That“, sagte sie, „ich habe gar nicht weiter

daran gedacht. Ich bin noch zu jung, um an dergleichen Dinge zu denken."

Hugh's Blick verrieth getäuschte Erwartung und Verlegenheit. Endlich stammelte er hastig:

„Ich wollte, Du gingest mit mir in den Garten und ließest mich Deinen und Isabellens Strauß in dem Gewächshaus binden. Und — und übrigens habe ich Dir auch ein paar ganz allerliebste junge Hündchen zu zeigen", setzte er hinzu und zersann sich augenscheinlich den Kopf nach verschiedenen stichhaltigen Entschuldigungen. „Komm mit, Katharine!"

„Jetzt nicht", antwortete Katharine, indem sie loszukommen suchte, denn die Befürchtung, welche Isabelle zuerst in ihr erweckt, war niemals wieder ganz entschlummert, sondern gab sich bei der leisesten Berührung kund; und obschon die thörichte Eitelkeit, welche jede kleine Aufmerksamkeit für erklärte Bewunderung hält, von Katharinens Gemüth so fern war wie Finsterniß vom Licht, so kam es ihr doch zuweilen vor, als würde Hugh mit jedem Tage einem Cousin weniger und einem Liebhaber mehr ähnlich.

„Du bist nicht freundlich gegen mich, Katharine", sagte der junge Mann fast mürrisch. „Ich bekümmere mich weder um die Blumen, noch um die jungen Hunde, noch um sonst etwas, wenn es nicht Deinetwegen geschieht. Das solltest Du doch wohl nun wissen."

„Ich verstehe Dich nicht, Cousin Hugh."

„Na, sei mir nur nicht böse", sagte Hugh, sofort wieder nachgiebig und demüthig. „Ach Katharine, ich gäbe das beste Jagdpferd im Stalle — und das will viel sagen —

oder sonst etwas in der Welt darum, wenn Du mich nur halb so lieb hättest wie ich Dich."

Katharine war gerührt. Sie kannte ihn nun schon seit vielen Jahren, aber noch nie hatte sie ihn so aufgeregt gesehen.

„O, ich halte sehr viel auf Dich als meinen Cousin, meinen guten, freundlichen Cousin Hugh."

„Und das ist alles?"

„Ja", sagte Katharine ernst. „Und nun lebe wohl, lieber Hugh, denn ich höre Isabelle rufen."

Sie riß sich los und Hugh sah den Schimmer ihres weißen Kleides nicht nach dem Zimmer der Braut, sondern nach ihrem eigenen sich bewegen.

„Sie ward bleich — sie zitterte", sagte er bei sich selbst, „und übrigens nannte sie mich ja lieber Hugh. Ich wünschte aber doch, es wäre heute anstatt Bella's mein Hochzeitstag. Wie langweilig ist es von meinem Onkel, mir auf diese Weise die Zunge zu binden! Ich will ihn aber auch heute noch wieder fragen, wann er mich Katharinen heirathen zu lassen gedenkt."

Mit diesen Worten ging der junge Mann die Treppe hinunter, zur Thür hinaus, schlug sich mit der Reitgerte auf die Stiefel und pfiff sein gewöhnliches Lieblingsliedchen in etwas kläglichem Tone.

Katharine, welche bleich und aufgeregt an ihrem Fenster stand und sich zu fassen suchte, sah und hörte ihn. Dann drückte sie die Hand auf das schwellende Herz, und die tiefe Wehmuth, welche Hugh's Worte hervorgerufen, verwandelte sich in Stolz.

„Er glaubt wohl, mich gegen meinen Willen besitzen

zu können?“ sagte sie bei sich selbst. „Und ich bin so thöricht gewesen, zu weinen, weil ich ihm Schmerz verursachen muß! Ich will mir aber nichts daraus machen. Was kommt darauf an, ob er mich liebt oder nicht? Mein Vater wird mich aber fragen, aus welchem Grunde ich Hugh nicht haben will, und ich wage es nicht zu sagen — ich könnte es nicht sagen. O Paul, warum kommst Du nicht und nimmst all diesen Kummer von mir?“

Und ihr Stolz und ihr Schmerz schwanden hinweg bei dem Flüstern dieses geliebten Namens.

Die Hochzeit fand statt, äußerlich so heiter und innerlich so düster, wie so viele Hochzeiten sind. Die Aeltern des „glücklichen Paares“ waren ganz Stolz und Zufriedenheit; Mr. Pennythorne unterhielt ein wahres Brillantfeuer von Witzen, sodaß seine Conversation einer pyrotechnischen Leistung gleich zu achten war.

Mistreß Pennythorne hielt sich dicht an ihren Gatten und fühlte sich ziemlich befangen und unbehaglich, so viel fremde Gesichter zu sehen. Dennoch schweifte ihr mütterlicher Blick fortwährend nach dem des Bräutigams und eine Thräne stahl sich dann und wann in ihr sanftes braunes Auge.

Einmal, als man sich auf den Weg zur Kirche machte, bemerkte dies Lady Ogilvie.

„Es kommt Ihnen gewiß schwer an, sich von Ihrem Sohne trennen zu sollen“, flüsterte sie in freundlichem Tone. „Wie ich höre, haben Sie ihn stets bei sich im Hause gehabt. Aber Sie haben ja noch einen Sohn, wie mir Isabelle sagt, der abgehalten ist, heute mit hier zu sein.“

„Ja, Madame, Lady Ogilvie wollte ich sagen“, stam-

melte die schüchterne Mistreß Pennythorne mit einem Blick auf ihren Gatten, der sich an dem andern Ende des Zimmers befand.

„Er ist wohl viel jünger als Mr. Frederic?“ fuhr die rücksichtsvolle Wirthin fort. „Es thut mir wirklich leid, daß wir ihn heute nicht hier sehen.“

„Leigh konnte bei der jetzigen Winterszeit nicht ausgehen. Er ist etwas schwächlich“, antwortete Mistreß Pennythorne und fuhr dann muthiger fort: „Ich dachte eben jetzt an Leigh. Nun werde ich, wenn sein Bruder vermählt ist, blos noch an ihn zu denken haben.“

„Bis Leigh — nicht wahr, so heißt er? — herangewachsen ist und auch heirathet“, sagte Lady Ogilvie lächelnd.

„Ja wohl“, entgegnete Mistreß Pennythorne eifrig. „Er wird bald ein Mann sein, lang und stark. Man sagt, aus solchen zartgebauten Knaben würden später die corpulentesten Männer.“

„Dann werden Sie auch zu seiner Hochzeit gehen.“

„Meinen Sie? Allerdings werde ich das, aber jetzt noch nicht, denn ich glaube, jetzt könnte ich noch gar nicht. Nein, es würde mir das Herz brechen, wenn ich mich von Leigh trennen sollte. Er muß, wenn er einmal heirathet, seine Frau mit zu uns ins Haus bringen. Ja, so soll es werden“, setzte sie plötzlich hinzu, als ob sie sich selbst erklärte, daß die Worte: „Ich könnte mich nicht von Leigh trennen“, sich blos auf seine Verheirathung bezögen. Die arme Mutter!

Isabelle strahlte in ihrem vollen Glanze. Sie hatte das große Ziel ihres Lebens erreicht, sie stand im Begriff, sich zu vermählen. Mit wem, darauf kam nicht viel an;

dafern sie nur eine Frau ward, so war es ihr fast gleichgültig, wer sie dazu machte. Vielleicht dachte sie ein- oder zweimal, als Hugh Ogilvie und Frederic Pennythorne beisammen standen und mit einander sprachen, an die Zeit, wo sie geglaubt hatte, sie liebe erstern.

Jetzt lachte sie über diese Idee. Wenn Hugh auch der Größere und Schönere war, so hatte dagegen ihr Frederic so lebhafte londoner Manieren und kleidete sich viel eleganter. Isabelle war vollkommen zufrieden gestellt, nur trug sie Sorge, ihrem Cousin zu zeigen, wieviel er verloren, indem sie gegen ihren Bräutigam einen hohen Grad von Zärtlichkeit entwickelte und sich gegen Hugh mit frauenhafter Würde und Zurückhaltung benahm.

Nur Katharine — sie wohnte zum ersten Male in ihrem Leben einer Hochzeit bei — war ernst und schweigsam. Sie zitterte, als sie den Mittelgang der Kirche hinaufging. Sie lauschte den feierlichen Worten der Trauungsformel mit klopfendem Herzen. Der bedeutungsvolle Schwur ward leichtfertig von zwei jungen Wesen geleistet, welche dabei mehr an den Faltenwurf des Kleides und an das gute Sitzen der Cravatte dachten als an den Eid oder an einander selbst.

Katharine errieth dies nicht, denn ihre Phantasie idealisirte alles. Die Trauungsceremonie rührte ihr reines junges Herz in seinen innersten Tiefen. Sie sah nicht den gezierten Bräutigam, die affectirte Braut. Ihre in die Zukunft schweifenden Gedanken bevölkerten mit andern Gestalten die nebelhaften grauen Schatten der alten Kirche, in welcher sie von Kindheit an ihre Andacht verrichtet.

Sie sah an ihrer Seite das Bild ihrer Träume; sie hörte die tiefe leise Stimme das Gelübde aussprechen, und ihr Gesicht auf das Altargitter niederbeugend, ließ sie ihren Thränen freien Lauf.

„Ja“, murmelte sie bei sich selbst, „ich würde mich nicht scheuen, vor dem Antlitz des Himmels niederzuknieen und dem Geliebten meines Herzens diesen Schwur zu thun, und ich werde denselben ihm einst hier thun und keinem Andern als ihm!“

Wie kam es, daß gerade in diesem Augenblick der strahlende Traum der Zukunft durch einen seltsamen Schatten aus der Vergangenheit verdunkelt ward?

Während sie noch so dachte, tauchte in der Erinnerung der schönen Brautjungfer jene Scene auf, welche in dem Zimmer ihres Großvaters stattgefunden. Und über den Segen des Priesters, über das Amen der Gemeinde, ja sogar über die von ihrer Phantasie heraufbeschworene geliebte Stimme hinweg hallten in Katharinens Ohr die Worte des Sterbenden: „Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staube!“

Die Ceremonie war vorüber, und Isabelle hatte die Genugthuung, sich als Mistreß Frederic Pennythorne begrüßen zu hören.

Sie wußte allerdings recht wohl, daß dem herrschenden Gebrauche zufolge eine Braut beim Eintritt in die Sakristei von einer leichten Ohnmacht befallen wird oder in einen krampfhaften Thränenstrom ausbricht; die erstere würde aber ihren Kopfputz und der letztere ihren Augen nachtheilig gewesen sein, deshalb beschloß sie, keins von beiden

zu thun, sondern lieber zu der äußern Ruhe unterdrückter Gemüthsbewegung Zuflucht zu nehmen.

„Wie standhaft sie ist, das arme Kind!" bemerkte ihre Mutter.

Diese Dame war eine jener menschlichen Nullen, welche, mögen sie gehen, wohin sie wollen, sich stets unsichtbar zu machen wissen. Wir haben sie deshalb noch nicht ans Licht gezogen und sind, die Wahrheit zu gestehen, auch durchaus nicht gemeint, dies zu thun.

Nach Verlauf von zehn Minuten erholte sich Isabelle von ihrer Anwandlung unterdrückter Gefühle und entfaltete sich zu dem vollen Glanze der „schönen, hochgebildeten Braut".

In dieser Eigenschaft mag sie nun mit ihrem Auserwählten fortrollen nach den schottischen Seen oder nach irgend einer andern beliebigen Richtung, denn wir interessiren uns für das glückliche Paar zu wenig, als daß wir auf die Schilderung seiner Flitterwochen eingehen sollten.

Die Pennythornes fuhren in Sir Robert's Equipage nach Hause, ein Umstand, welcher Mr. Pennythorne bewog, über die von ihm eingepflanzten Grundsätze zu frohlocken, welche seinen ältesten Sohn bewogen hatten, in eine so vornehme Familie zu heirathen.

„Mein Frederic ist ein ganz vortrefflicher junger Mann; er hat verstanden, sich eine Frau zu wählen. Gott segne ihn!" sagte er mit weinerlich trunkener Sentimentalität, an welcher nur der vortreffliche Keller in Summerwood schuld war. „Cillie, meine Liebe, nun wirst Du wohl einsehen, wie recht ich hatte, als ich vor fünf Jahren jener albernen Angelegenheit mit Mason's Tochter ein Ende

machte. Nein, nein, ein Mädchen, welches sein Brod mit Unterrichtertheilen verdient, war keine passende Partie für meinen Sohn."

„Die arme Bessie! Frederic wollte damals noch nicht so hoch hinaus", murmelte Mistreß Pennythorne. „Na, ich will nur hoffen, daß er sich mit seiner jungen Frau gut verträgt."

„Gut verträgt", wiederholte Mr. Pennythorne, dessen etwas stumpf gewordenes Ohr nur diese beiden letzten Worte vernahm; „natürlich wird er sich mit ihr vertragen! Gleich nachdem Mistreß Lancaster den Worsleys anempfohlen hatte, ihm ihren Proceß anzuvertrauen, sagte ich zu ihm: »Frederic, mein Junge, das ist eine Frau für Dich. Gute Familie, guter Ton, Eleganz und Geld in Aussicht.« Frederic befolgte meinen Rath, und nun siehst Du das Ergebniß. Ich hoffe nur, daß der dumme Leigh meiner Erziehung einmal ebenso große Ehre machen wird."

Mistreß Pennythorne seufzte.

„Ich möchte wissen, wie Leigh diesen ganzen Tag hingebracht hat", sagte sie. „Ich konnte es kaum über mich gewinnen, ihn allein zu lassen. Der junge Wychnor versprach aber bei ihm zu bleiben, bis wir von den Ogilvies zurückkämen."

„Nenne nicht diesen Menschen mit den Ogilvies in einem Athem", sagte Mr. Pennythorne heftig.

„Wenn Du es nicht wünschest, Pierce, so will ich es auch nicht thun", entgegnete Mistreß Pennythorne fügsam. „Der junge Mann ist aber gegen Leigh so aufmerksam gewesen und scheint sich auch für diese Heirath nicht wenig interessirt zu haben."

„Liebe Cillie, ich bin schläfrig, willst Du mir den Gefallen thun, den Mund zu halten?" sagte Mr. Pennythorne mit langsamem, schläfrigem Nachdruck und begann, nachdem er kaum das letzte Wort gesprochen, schon zu schnarchen.

Die Mutter lehnte den Kopf zurück an das Wagenpolster, nachdem sie vorher die weibliche Vorsicht gebraucht, die Hochzeitshaube auf den Schooß zu legen.

Sie schlief aber nicht ein, sondern ihre Gedanken drehten sich träumerisch zuerst um ihren ältesten Sohn und flogen dann einige dreißig Jahr zurück bis zu ihrem eigenen Hochzeitsausfluge. Endlich ließ sie sich in ihrer Wohnung in Kensington neben dem Sopha nieder, auf welchem Leigh stundenlang zu ruhen pflegte, während Philipp Wychnor neben ihm saß.

„Der arme Knabe!" murmelte sie. „Wohlan, Frederic kann ich immer noch eher entbehren als ihn. Wenn der Sommer kommt, wird er gesund werden und zum Manne heranwachsen, aber ans Heirathen wird er noch viele Jahre lang nicht denken. Nein, nein, Leigh müssen wir bei uns behalten, wir wollen ihn stets bei uns behalten."

Ach könnte der Mensch mit diesem „Ich will" seiner verzweifelnden Liebe zwischen dem Vernichter und dem Opfer stehen!

Siebentes Kapitel.

Man konnte sich kaum einen größern Contrast denken, als den zwischen der eleganten, heitern Hochzeitsgesellschaft in Summerwood und dem kleinen dunkeln Hinterzimmer, wo Philipp Wychnor mit seinem jungen Freunde saß.

Sie waren in der That Freunde geworden, der Mann und der Knabe, denn man rechnet die Zeit mehr nach dem Herzen als nach dem Kopfe. Dieser Rechnung gemäß war der arme Leigh weit älter als seine Jahre, während Philipp in der Frische und Einfalt seines Charakters immer noch das Herz eines Knaben besaß und es wahrscheinlich auch behielt.

Nichtsdestoweniger sah er jetzt einem Knaben bei weitem nicht mehr so ähnlich wie zu jener Zeit, als Eleanor ihn zuerst unter dieser Benennung dem Leser vorstellte, oder als wir ihn zuletzt sahen, wo er so eben erst eine lange, angreifende Krankheit überstanden.

Während er so dasaß und Leigh vorlas, zeigte der Schein der Lampe, wie die zarten Umrisse des Gesichts in die Züge des Mannesalters übergegangen waren. Die Stirn war breiter und voller geworden, der Mund fester

und bestimmter, und das ganze Gesicht hatte einen neuen und kräftigern Charakter.

Philipp war auf den stürmischen Strömungen der Welt umhergeworfen worden, bis er ihnen endlich Trotz bieten gelernt hatte. Seine Geisteskräfte, die Muskeln und Sehnen des innern Menschen, waren demgemäß gereift, und je mehr er sich ihrer bediente, desto stärker wurden sie. Aus dem Träumer war ein Wirker geworden.

Wir können mit Malvolio sagen, daß manche Menschen zur Größe geboren sind, manche sich zur Größe emporkämpfen und manchen die Größe von selbst zufällt.

Philipp Wychnor gehörte zu der letztern Klasse. Sein Geist schien sich durch die Kraft der Nothwendigkeit zu entwickeln und nicht durch Inspiration. Er sprach vollkommen seiner Ueberzeugung gemäß, als er Mr. Pennythorne sagte, er habe keinen Genius; der in einem Sperlingsnest aufgezogene Hänfling weiß aber auch nicht, daß er singen kann, bis er es versucht.

So geschah es, daß derselbe junge Mann, welcher einmal sich geweigert, sich als Schriftsteller zu versuchen, weil er sich völlig unfähig dazu glaubte, jetzt sich rüstig auf dem Gebiet der Literatur bewegte und zwar mit nicht geringen Aussichten auf Erfolg.

Alles dies war allmälig gekommen. Von Armuth getrieben, hatte Philipp versucht, die Stunden, die ihm so langsam dahinschlichen, durch Geltendmachung seiner Kenntnisse fremder Sprachen zu verkürzen und dabei zugleich vielleicht ein wenig Geld zu verdienen.

Er erstieg die Leiter des Ruhms mittels der untersten Sprosse und ward Uebersetzer von Artikeln für kleine

Journale, eine Art literarischer Handlanger, welcher den Mörtel herbeitrug, mit welchem geschicktere Arbeiter bauten. Während er aber so die Gedanken Anderer wiederzugeben suchte, begann er unwillkürlich selbstständig zu denken.

Es geschah dies anfangs in sehr geringem Umfange, denn sein Genius war so zu sagen noch nicht flügge, und die Schwingen desselben wuchsen nur langsam.

Obschon Philipp aber in seiner Bescheidenheit niemals höher zu steigen hoffte als ein gewöhnlicher Tagelöhner an der Heerstraße der Literatur, so bemühte er sich doch stets, seine kleine Aufgabe gut und würdig zu lösen, und ließ weder Nachlässigkeit noch Hoffnung auf Gewinn seine Feder zu dem verlocken, was falsch oder tadelnswerth war.

Alles, was er schrieb, schrieb er mit Ernst und Bedacht, und dies in immer höherem Grade, sowie die hohe Mission, welcher er sich gewidmet, ihm immer klarer vor Augen trat.

Dabei aber suchte er durchaus nicht zu glänzen, er trat nie mit seinem Namen aus der schützenden Anonymität hervor und erzählte von seinen Bestrebungen Niemand etwas als Leigh und noch einer Person, welche das geheiligte Recht einer Verlobten besaß, alles zu erfahren, was ihn betraf.

Er hatte sie niemals wiedergesehen, aber sie hatten einen regelmäßigen Briefwechsel unterhalten und die Freude, die Kraft, ja der Pulsschlag seines Herzens war die Erinnerung an Eleanor Ogilvie.

Wir haben diesen flüchtigen Blick auf die äußern und innern Veränderungen, die mit Philipp Wychnor vorge-

gangen, geworfen, während er neben Leigh saß und diesem seine letzte Erzählung, Skizze oder Abhandlung vorlas.

Er that dies mehr, um Leigh zu unterhalten, als aus Schriftstellereitelkeit, denn wie wir schon vorhin bemerkten, Philipp's Arbeit war immer noch eine sehr mechanische. Er schuf aus dem rohen Material mit Mühe und Sorgfalt ein grobes Gewebe, welches ihm kein großes Vergnügen machte und worauf er sich nichts zu gute that.

Dennoch aber gereichte es ihm, als er weiter las, zur Genugthuung, das augenscheinliche Interesse zu bemerken, welches Leigh's bleiches Gesicht verklärte, welchem die Krankheit eine seltsame, ja intellectuelle Schönheit verliehen zu haben schien. Dann und wann klatschte der Knabe in seine armen, dünnen, abgezehrten Hände und applaudirte mit kindischem Enthusiasmus. Als Philipp schwieg, besprach er das Vorgelesene nach allen Richtungen hin mit einem Urtheil und einer Schärfe, welche den Werth seines Lobes bedeutend erhöhten und ein Lächeln auf der Wange des jungen Autors hervorriefen.

„Aber Leigh“, sagte er, „Sie sind ja ein förmlicher Recensent!“

„Wenn ich einer bin, so weiß ich, wer mich dazu gemacht hat“, antwortete der Knabe liebreich; „ich weiß, wer den Stumpfsinn aus meinem Kopfe entfernt und das wenn jetzt auch noch geringe Quantum Verstand hineingebracht hat.“

„Nun, dieses Quantum ist ein ganz beträchtliches. Es ist meine Pflicht, dies zu sagen, lieber Leigh, da Sie es zu meinem eigenen Vortheil anwenden, obschon ich natürlich

von Ihrem Lobe kein Wort glauben sollte", sagte Philipp lachend.

„Sagen Sie das nicht", entgegnete Leigh eifrig. „Ganz gewiß werden Sie einmal ein berühmter Autor; das weiß ich bestimmt. Und wenn Sie ein großer Mann geworden sind, so erinnern Sie sich, daß ich es Ihnen prophezeit habe."

Der ernste Ton und Blick verbannten sofort das scherzhafte Wesen, welches Philipp angenommen, theilweise, um den kranken Knaben ein wenig aufzuheitern.

„Ich glaube es kaum, ich wollte aber, ich könnte es glauben!" sagte er beinahe traurig. „Nein, es gehört weit mehr Talent dazu, als ich besitze, um gerechten und verdienten Ruf zu erwerben. Darauf hoffe ich nicht."

Leigh antwortete auf sinnreich ausweichende Weise.

„Wissen Sie noch", sagte er, „als ich das erste Mal krank ward, so krank, daß ich meine Studien aufgeben mußte und Sie mir eines Tages einige von Ihren deutschen Büchern brachten und mir „Undine" und „Sintram" vorlasen? Ach, welch eine wonnige Zeit war dies nach dem trockenen, dumpfen Cicero und Xenophon!"

Und Leigh rieb sich vor Freuden über diese Erinnerung die bleichen, durchsichtigen Hände.

Philipp betrachtete ihn mit liebreichem Blicke und sagte: „Wie freue ich mich, daß ich damals an diese Bücher dachte!"

„Ich freue mich auch, denn wenn dies nicht so gekommen wäre, so hätten Sie vielleicht niemals gethan, was Sie damals aus Freundlichkeit gegen mich thaten, ich meine jene Uebersetzung einiger Gedichte von Rückert, die ich so

gern haben wollte, um sie immer wieder lesen zu können. Wie gut waren Sie gegen mich, Mr. Wychnor!"

„Nun, meine Güte ist an mir selbst vergolten worden", sagte Philipp lachend, „denn Sie entsinnen sich wohl noch der drei Guineen, die ich von der Redaction des Journals bekam, welcher ich auf Ihr Zureden die Uebersetzung einsendete?"

„Das meine ich eben", rief Leigh. „Wenn Sie nun in einem einzigen kurzen Jahre aus einem Uebersetzer schon der Verfasser solcher schönen Erzählungen wie diese geworden sind — denn sie ist in der That wunderschön — warum sollten Sie nicht mit der Zeit ein wohlbekannter Autor werden, wie mein — doch nein, dies wollte ich nicht sagen", unterbrach sich der Knabe mit verlegener Miene, „sondern wie einer jener großen Schriftsteller, welche der Welt so viel Gutes erzeigen, welche die besten und weisesten Menschen immer noch besser und weiser machen und doch auch zugleich einem armen kranken Knaben Trost bringen können. Wäre dies nicht eine Aufgabe, deren Lösung wohl der Mühe verlohnte?"

Leigh ward förmlich beredt, und seine großen sanften Augen schwammen buchstäblich in ihrem eigenen Lichte.

Ehe noch Philipp antworten konnte, ward das ganze Gespräch durch die Ankunft Mr. Pennythorne's und seiner Gattin unterbrochen. Der rasche Tritt der Mutter war kaum zu hören, ehe sie eintrat.

Philipp hatte in der letzten Zeit oft mit Rührung gesehen, welch ein neuer, sprechender Ausdruck in dem sonst so nichtssagenden Gesicht und der tonlosen Stimme der

guten Frau lag, so oft sie ihren Sohn Leigh ansah oder mit ihm sprach.

Heute machte Philipp diese Wahrnehmung in höherem Grade als sonst. Selbst die Gegenwart ihres furchtbaren Herrn und Meisters, welche sonst jede Kundgebung von Gefühl zurückscheuchte, vermochte die arme Mutter jetzt nicht abzuhalten, sich über ihren Sohn zu neigen und ihn inbrünstig zu küssen.

„Wie hast Du Dich denn diesen ganzen langen Tag befunden, mein lieber Leigh?“ fragte sie.

„Ach, ganz gut, Mutter!“ sagte Leigh in heiterem Tone. „Frage nur Mr. Wychnor hier!“

„Mr. Wychnor ist sehr freundlich“, entgegnete Mistreß Pennythorne, und ein Blick tiefer Dankbarkeit sagte mehr als diese Worte.

„Nun, ist alles gut abgelaufen? Fred ist also nun wirklich verheirathet?“ fragte Leigh.

„Ja, lieber Sohn“, antwortete die Mutter. „Morgen werde ich Dir alles erzählen, sowie auch von Summerwood. Es ist ein herrlicher Ort.“

„Wirklich?“ sagte der Knabe fast gleichgültig. „Ich glaube, ich hörte Miß Worsley dies auch sagen, als sie ihren Besuch hier machte, wiewohl ich an dem, was sie sprach, kein großes Interesse fand. Sie langweilte mich. Sie können gar nicht glauben, Mr. Wychnor, wie schnell sie schwatzt.“

„Ich weiß es wohl; das heißt, ich glaube, Sie haben mir das schon einmal erzählt“, antwortete Philipp, sich verbessernd und erhob sich, um zu gehen.

„Gehen Sie noch nicht!“ rief Leigh. „Bleiben Sie

noch und hören Sie ein wenig von der Hochzeit erzählen. Wir sprachen ja selbst heute Vormittag so viel davon, wie Sie wissen."

Philipp setzte sich wieder, ohne sich lange bitten zu lassen. Er fand ein heimliches Vergnügen daran, den Klang der vertrauten Namen zu hören, überzeugt, daß Niemand wußte, wie vertraut sie ihm waren.

„Nun fahre fort, Mutter", sagte Leigh; „erzähle uns von den Ogilvies."

„Mit Sir Robert habe ich nicht viel gesprochen; Dein Vater sprach mit ihm, und überdies war er ein wenig steif und förmlich. Lady Ogilvie dagegen war sehr freundlich. Mr. Hugh ist ein schöner junger Mann und war gegen Fred außerordentlich höflich. Miß Ogilvie ist ein sanftes, schönes Kind."

Hier ließ Philipp seine Handschuhe fallen, bückte sich rasch und machte mehrere fruchtlose Versuche, sie aufzuheben.

„Ich glaube nicht, daß ich je eine schönere Brautjungfer gesehen habe, als eben Miß Ogilvie. Katharine, glaube ich, heißt sie. — Soll ich Ihnen leuchten, Mr. Wychnor?" fragte die unschuldige Mistreß Pennythorne, den Handschuhsucher bemitleidend.

Philipp entschuldigte sich wegen der Störung, die er verursacht.

„Ich bitte, erzählen Sie weiter", sagte er; „wir armen Junggesellen hören gern von dergleichen fröhlichen Vorgängen. Die Braut scheint sehr viele schöne Verwandte zu haben. Wie viel geleiteten sie zum Altar?"

„Es war weiter Niemand da als Miß Ogilvie, und

diese ist das einzige Kind ihrer Aeltern. Ihr Vater und ihre Mutter schienen sehr stolz auf sie zu sein und sie haben auch Grund dazu. Vielleicht besucht sie einmal Deinen Bruder und seine junge Gattin, Leigh; dann wirst Du sie auch zu sehen bekommen."

„Wirklich? Ich mache mir weiter nicht viel daraus", sagte der kranke Knabe gleichgültig. „Ich sehe Niemand gern als Dich, Mutter, und Mr. Wychnor. Wollen Sie wirklich fort?" fragte Leigh, ergriff seinen Freund bei der Hand, zog ihn dicht an sich und flüsterte ihm ins Ohr:

„Vergessen Sie nicht, was wir besprachen, ehe meine Aeltern zurückkamen. Es kann Ihnen vielleicht nützlich sein, wenn Sie überlegen, was ich gesagt habe, obschon ich noch so jung bin — und vielleicht auch so dumm, wie man mich fortwährend nennt", setzte er hinzu, während ein Lächeln der Geduld und Demuth seine bleichen Lippen umspielte. „Doch lassen wir das gut sein. Sie kennen die alte Fabel von der Maus und dem Löwen. Es ist leicht möglich, daß wir zu derselben einen neuen Beleg liefern."

„Leben Sie wohl, lieber Freund", murmelte Philipp, indem er Abschied nahm.

Es war für ihn ein vorübergehendes Gefühl getäuschter Erwartung gewesen, nicht zu hören, daß auch Eleanor in Summerwood gewesen sei, denn er hatte dies geglaubt und sich dadurch das ungewöhnliche Schweigen zu erklären gesucht, welches in ihrem Briefwechsel eingetreten war.

Dieses unangenehme Gefühl erwachte wieder, als er heimwärts ging, doch schwand es bald hinweg. Das starke Herz des Mannes wird selten ausschließlich von

einem Liebestraum in Anspruch genommen, möge derselbe ihm noch so theuer sein.

Und Eleanor wäre sicherlich selbst die Letzte gewesen, welche ihren Verlobten getadelt hätte, wenn seine zärtlichen Gedanken an sie in dem Lebenszwecke untergegangen wären, der in ihm erwachte, denn als Ursprung und Ziel desselben hätte sie ja auch hiermit in Zusammenhang gestanden.

Philipp lächelte über Leigh's Erwähnung jener alten Fabel, erkannte aber die Wahrheit an, welche darin lag. Während er dahinschritt, tauchten die Worte des Knaben immer und immer wieder in seiner Erinnerung auf und er begann noch ernster über seine literarischen Bestrebungen nachzudenken, was er gethan und was er noch zu thun beabsichtigte.

„Wie kann ein Mensch Pech anrühren und sich nicht besudeln?" sagt der weise Mann von Israel, und Philipp konnte nicht so häufig sich in dem Umkreise von Mr. Pennythorne's Einfluß bewegen, um sich von demselben gänzlich frei zu erhalten.

Sein jugendliches Herz, welches mit Begeisterung an der Literatur hing und die großen Schriftsteller als Heroen verehrte, war an seiner empfindlichsten Stelle berührt worden. Er fand, wie verschieden das Ideal des Bücherlesers von der Wirklichkeit des Bücherschreibers war. Er hatte sich einen großen Autor nicht anders gedacht, als daß derselbe stets von einem edlen Ziel begeistert sei und mit seinem ganzen Herzen für die Wahrheit arbeite, oder wenigstens für das, was er für die Wahrheit hält, für sonst aber nichts.

Dieses Bild sank jetzt in den Staub, und aus der Asche

stieg das eines modernen Literaten empor, der nicht aus seinem begeisterten Herzen, sondern aus seinem klugen Kopfe schreibt und die Frucht seines Gehirns auf so und so viel pro Spalte vertheilt, gleichviel, ob es übertünchter Blödsinn oder verderbliches Gift ist, dafern es nur Käufer findet; oder der bereit ist, durch Wort oder Feder zu verleumden, zu stehlen, zu lügen und allen alles zu sein, dafern er nur auf diesem Wege sein unedles Metall für Gold an den Mann bringen kann.

Ein solches abstoßendes Beispiel sah Philipp Wychnor an Mr. Pennythorne, und dasselbe ward durch alle jene kleinen literarischen Stümper, die ihn umgaben, unter mancherlei Abwechselungen vervielfacht. Ein Triton von solcher Größe ist stets von einer Schaar Elritzen begleitet, besonders wenn, wie in dem vorliegenden Falle, die größern Fische stolz darauf sind, sich dem Gefolge anschließen zu dürfen.

Und somit begann unser junger Träumer Bücher und die Schöpfer derselben mit verminderter Ehrerbietung zu betrachten und sah in dem schönen Gemälde des literarischen Ruhms blos das häßliche Gerüst, welches den theatralischen, trügerischen Glanz stützt. Er hatte einen Blick hinter die Coulissen geworfen.

Der arme Philipp Wychnor! Er war noch zu jung und zu unerfahren, um zu wissen, daß zu allen Nachahmungen und Fälschungen irgendwo ein wirklich lebendes Vorbild vorhanden sein muß, und daß, wenn das Wahre nicht erst dagewesen wäre, das Falsche niemals hätte existiren können.

Achtes Kapitel.

Fortuna macht es sich zum Vergnügen, in verschiedenen Gestalten die Welt zu durchwandern. Oft zeigt sie ihr freundliches Gesicht auf die seltsamste Weise und in dem sonderbarsten Costüm, sodaß es ziemlich lange dauert, ehe wir einzusehen beginnen, daß sie es wirklich selbst gewesen ist.

Philipp Wychnor näherte sie sich an demselben Abend, als er von Kensington nach Hause ging, und begegnete ihm unter der Hülle eines londoner Nebels.

Und was war es für ein Nebel! Es war eine buchstäbliche Version des Ausdrucks „gelbsüchtige Atmosphäre", denn der ganze Luftkreis schien plötzlich gelb und gallsüchtig geworden zu sein.

Und hierin tastete ganz London blindlings herum. Omnibusse, die aus der Stadt hinaus wollten, rannten auf einmal gegen Häuser innerer Straßen an, und Droschkenkutscher fragten, während sie in dem Labyrinth von Trafalgar-Square umherirrten, im Tone verzweiflungsvoller Ungewißheit, wie weit sie noch von Piccadilly entfernt wären.

Es war eine Zeit, wo die Hauptaufgabe jedes Menschen die war, zu wissen, wo er sich eigentlich befand, und wo die ganze Welt ein unfreiwilliges Verbrüderungsfest feiern zu wollen schien, denn Einer rannte dem Andern in die Arme.

Dies war in der Nähe von Russell-Square auch mit Philipp Wychnor der Fall. Die im Nebel versteckte Fortuna lachte, als sie ihm einen zufälligen Passanten schnurstracks in seine unfreiwillige Umarmung schleuderte.

Eine sanfte Stimme, unverkennbar die eines bejahrten Mannes, sprach die gewöhnliche Entschuldigung aus und setzte dann die nicht ungewöhnliche Frage hinzu:

„Bitte, Sir, können Sie mir vielleicht sagen, wo ich ungefähr bin?"

„Ich glaube, nicht weit vom Britischen Museum", antwortete Philipp.

„Da bin ich schon seit anderthalb Stunden", sagte die Stimme mit einem Ausdruck komischer Hülflosigkeit, welcher Philipp ein Lächeln entlockte. „Ich wohne blos einige Straßen von hier und kann dennoch nicht den Weg nach Hause finden."

„Ich befinde mich so ziemlich in demselben Falle", entgegnete Philipp lachend, „und höchst wahrscheinlich geht es noch sehr Vielen so, besonders Fremden. Wie wäre es, mein guter Herr, wenn wir unsere Geschicke oder Mißgeschicke vereinigten und gemeinschaftlich den Weg zu finden suchten? Ich wohne in — street; wo wohnen Sie?"

„Auch in — street, und ich bin Ihnen für Ihren Vorschlag sehr verbunden, mein guter junger Herr, denn daß

Sie jung sind, höre ich an Ihrer Stimme. Darf ich Ihren Arm nehmen? Ich bin alt und sehr müde."

„Sehr gern", entgegnete Philipp.

In dem einfachen Wesen des alten Mannes lag etwas, was ihm gefiel. Auch die Stimme gefiel ihm, und es war ihm beinahe, als hätte er dieselbe schon gehört.

Vielleicht dachte der alte Mann dasselbe, denn als die beiden Wanderer an die nächste Laterne kamen, blieben sie stehen, um einander ins Gesicht zu sehen. Die Erkennung war eine wechselseitige.

„Mein Himmel", rief der ältere Mann, „Sie sind ja derselbe junge Mann, den ich vor ungefähr einem Jahre in der Nähe dieses Ortes ohnmächtig werden sah."

„Und den Sie freundlich nach Hause brachten, für welche Güte ich mich oft gesehnt habe, Ihnen zu danken. Lassen Sie mich dies jetzt thun", entgegnete Philipp, indem er die Hand seines Begleiters ergriff und herzlich drückte.

„In der That, mein Freund, Ihre Finger sind ebenso jugendlich und stark als ihre Arme", sagte der seltsame kleine alte Mann aus dem Omnibus. „Die meinigen sind ein wenig zu kalt und zu schwach, um an einem so rauhen Tage sich so quetschen zu lassen; übrigens sind Sie auch an einen so cordialen Druck nicht gewöhnt", setzte er hinzu, indem er sich auf die Spitzen der genannten Finger blies, die blau vor Frost aus einem Paar alter baumwollener Handschuhe hervorlugten. Dennoch machte er dabei ein ganz vergnügtes Gesicht.

„Sie können sich nicht denken, wie sehr ich mich freue, Sie wiederzusehen", hob Philipp wieder an. „Oft habe

ich mich auf den Straßen und auf den Plätzen nach jedem —"

„Wunderlichen kleinen alten Kauz umgeschaut, wollen Sie sagen, nicht wahr?" unterbrach ihn sein Begleiter. „Nun, ich für meine Person bin auch niemals Ihre Straße hinuntergegangen, ohne mich nach Ihnen umzusehen. Einmal sah ich Ihren Kopf am Fenster und wußte nun, daß es mit Ihnen wieder besser ging."

„Aber warum besuchten Sie mich nicht einmal? Dafür müssen Sie nun jetzt mitkommen", entgegnete Philipp und führte im Vertrauen auf den Ausdruck eines ehrlichen Gesichts und dem Antriebe seiner Arglosigkeit folgend seinen neuen Bekannten mit in seine Wohnung und bat ihn, ohne ihn auch nur um seinen Namen zu fragen, hier den Abend zuzubringen.

Der alte Herr pflanzte sich nach einigen schüchternen Entschuldigungen in den Lehnstuhl und begann es sich ganz bequem und heimisch zu machen.

„Wollen Sie vielleicht eine Tasse Thee trinken und ein paar Eier essen? Ich thue dies fast allemal, wenn ich so spät nach Hause komme", sagte Philipp, indem er ein wenig erröthete, denn er hatte in seine Junggesellenspeisekammer blos geschaut, um die Leere derselben zu entdecken, und Gastfreundschaft ist eine Tugend, welche die Armuth zuweilen rostig werden läßt. „Am Ende haben Sie auch vielleicht noch gar nicht dinirt?"

„Ich dinire niemals, es ist unbequem", sagte der alte Herr. „Das Fleisch ist sehr theuer und nicht gesund. Ich habe auf den Genuß desselben schon seit langer Zeit verzichtet und befinde mich dabei viel wohler. Pythagoras,

mein werther junger Herr, war der weiseste Mann, der jemals gelebt hat, darauf verlassen Sie sich. Ich halte mich an seine Lehren."

Die Beine kreuzend betrachtete er dann mit wohlgefälligem Blick den Kessel, welchen Philipp über das Feuer setzte und dadurch die heitere Glut desselben verdunkelte.

Diese häuslichen Verrichtungen, zu welchen Philipp später auch noch das Sieden der Eier und das Rösten des Brodes gesellte, beeinträchtigen vielleicht ein wenig die Romantik, die ihn als Helden eines Romans umgibt oder umgeben sollte; da wir aber schon früher erklärt haben, daß Philipp Wychnor mit dem allgemein angenommenen Ideal einer derartigen interessanten Persönlichkeit durchaus keine Aehnlichkeit hatte, so wollen wir uns wegen dieses geringfügigen Umstandes nicht weiter lange entschuldigen.

Und daß das innere Leben deswegen ganz denselben Gang geht und die allergewöhnlichste äußerliche Kundgebung veredelt und idealisirt, wird durch die Thatsache bewiesen, daß, während der jugendliche Wirth in seinen prosaischen häuslichen Verrichtungen fortfuhr und der Gast dasaß und die Sohlen seiner nassen Stiefeln trocknete, sie dabei ein Gespräch mit einander führten, welchem selbst die Götter mit Vergnügen gelauscht haben würden.

Der Fremde war ein Original, und Philipp entdeckte dies sehr bald. Binnen fünf Minuten hatten sie sich in die Tiefen einer Conversation gestürzt, welche durch die Bemerkung über Pythagoras angeregt ward.

Der kleine alte Mann citirte mit der vollkommensten Einfachheit griechische Autoren und Philosophen des Mittel-

alters ohne die mindeste Pedanterie oder Affectation von Gelehrsamkeit. Solche Dinge schienen ihm ein Theil seines täglichen Lebens zu sein, vertraut wie die Luft, welche er athmete.

Von Pythagoras kam er auf Plato, dann auf die Rosenkreuzer und andere Mystiker, dann auf Jakob Böhme und ging endlich auf die Neuzeit über, in Bezug auf welche er sich besonders über Hegel, Kant und Coleridge aussprach.

Er schien alles zu wissen und über alles sprechen zu können, nur nicht über gewöhnliche Dinge.

Wenn das Gespräch auf letztere kam, ward er schüchtern, unruhig und um Worte verlegen; in dem Augenblick aber, wo er Gelegenheit fand, sich in sein natürliches Element zu stürzen, rannte er darauf zu, wie eine Ente auf das Wasser, und war wieder er selbst.

Sofort änderte sich auch dann sein ganzer äußerer Mensch. Sich im Stuhl zurückwerfend, ein Bein über das andere geschlagen und die Spitzen seiner langen hagern Finger orakelmäßig aneinander setzend, glich dann dieser seltsame Mann einer frisch aufgezogenen Uhr. Sein helles Auge blitzte, sein ganzes Gesicht ward begeistert und seine nun völlig losgelassene Zunge ließ beredte Worte entströmen.

Die Conversation glich bei ihm aber mehr einem Solo als einem Duett, es war weniger eine Unterhaltung als ein Vortrag. Dann und wann wartete er eine Secunde, wenn der Andere eine Bemerkung machen zu wollen schien, und fuhr dann in seiner Rede weiter fort.

Endlich, nachdem er sich erschöpft zu haben schien, begann er mit großem Genuß seinen Thee zu schlürfen, wäh-

rend er zugleich das Gesicht und die Person seines Wirthes einer genauen Musterung unterwarf.

Nach einiger Zeit brach er das Schweigen wieder durch die plötzliche Frage:

„Was sind Sie, mein guter Freund?"

Philipp stutzte über diese so ohne alle Umstände an ihn gerichtete Frage; es lag aber in den Augen des Fragenden etwas so Herzensgutes, daß er blos lächelte und antwortete:

„Mein Name ist —"

„Das meine ich nicht", unterbrach ihn der alte Mann. „Ihren Namen wünsche ich nicht zu wissen; einen Namen hat, glaube ich, Jeder; ich fragte vielmehr, was Sie sind?"

„Sie wünschen meinen Beruf kennen zu lernen?"

„Nein, nicht Ihren Beruf, sondern Sie, Ihr eigentliches Selbst, Ihre Seele, Ihr ego. Verstehen Sie mich nun?"

Philipp begann seinen Gast für etwas mehr als excentrisch, für ein wenig übergeschnappt zu halten, der alte Herr fuhr aber fort:

„Ich habe mir über die Physiognomik oder, richtiger gesagt, über den Einfluß des Geistes auf die Materie eine eigene Theorie gebildet. Ich habe noch nie einen großen Mann kennen gelernt, und ich habe deren viele gekannt, obschon man es mir auf den ersten Blick vielleicht nicht zutraut, ich habe, sage ich, noch nie einen Mann von hoher Intelligenz kennen gelernt, dessen Geist sich nicht in seinem Gesicht kundgegeben hätte, vielleicht nicht für den gewöhnlichen Beobachter, wohl aber für Jeden, welcher tiefer zu blicken gewohnt ist. Ueberdies glaube ich fest an Sympathien und Antipathien. Warum sollte die Seele nicht auch

ebenso gut wie der Körper ihre Instincte und ihre Atmosphäre der Anziehung und der Abstoßung haben? Wir achten viel zu sehr auf die äußere Maschine und richten unser Augenmerk bei weitem nicht genug auf die Thätigkeit des freien Agens im Innern."

„Nun, Sir?" sagte Philipp fragend, als sein Gast eine Pause machte, um Athem zu schöpfen.

„Nun, mein Freund, wahrscheinlich glauben Sie, alles dies sei so gut wie nichts gesagt. Aber es ist sehr viel gesagt. Es erklärt, warum ich an Ihnen Gefallen fand, warum ich Ihnen aus dem Omnibus nachging, und auch, warum ich hier bin. Sie haben ein gutes, offenes Gesicht, ich lese darin Ihre Seele wie ein Buch, und es ist eine große, innige, wahre Seele, welche nach dem Reinen, dem Erhabenen und dem Göttlichen dürstet. Sie ist vielleicht jetzt noch nicht entwickelt, ich glaube überhaupt nicht, daß Sie dies schon sein könnte, aber sie ist da. Nun möchte ich Sie fragen, ob Sie dies in sich selbst fühlen, ob Sie wissen, was dieses innere Leben des Geistes ist?"

Philipp verstand etwas von der Bedeutung, welche in diesen eigenthümlichen Worten lag, und der Eifer seines Gastes theilte sich auch ihm mit.

„Ich weiß blos so viel", hob er an, „daß ich mein ganzes Leben lang ein Grübler und Träumer gewesen bin, daß ich mich bemüht habe, meinen Kopf mit Kenntnissen und mein Herz mit Poesie zu füllen, daß ich durch die Welt gegangen bin und gefühlt habe, daß in mir viele Dinge leben, die Niemand verstehen kann, ausgenommen eine einzige Person."

„Und wer ist das?"

Philipp wechselte die Farbe, aber selbst wenn er etwas Anderes zu thun gewünscht hätte, so hätte er doch vor diesem durchbohrenden Blick nichts Anderes als die Wahrheit sprechen können.

„Es ist kein Mann, sondern ein Weib", sagte er.

„Aha!" sagte der alte Mann, ihn sofort verstehend. „Ja, ja, dergleichen Dinge kommen vor. Sprechen Sie weiter."

„Ich habe mit mancherlei Ungemach im Leben zu kämpfen gehabt, in der letzten Zeit mit sehr vielem. Es hat mich dies zu immer tieferem Nachdenken bewogen und ich versuche jetzt diese Gedanken mit meiner Feder auszuarbeiten."

„So, so. Dann sind Sie also Schriftsteller?"

„Diesen Namen kann ich mir eigentlich nicht beilegen", sagte Philipp bescheiden. „Ich schreibe wie so viele Andere um des Erwerbes willen. Dennoch aber beginne ich einzusehen, wie hoch der Beruf eines Autors sein kann, und ich sehne mich, wiewohl vergeblich, dieses Ideal zu realisiren."

„Das ist recht, mein Sohn", rief der alte Mann energisch. „Ich wußte gleich, daß Sie eine echte Seele in sich trügen. Aber inwieweit hat sich dieselbe kundgegeben, oder mit andern Worten, was haben Sie geschrieben?"

Philipp zählte seine verschiedenen Geistesproducte auf.

„Ich habe einige davon gesehen", entgegnete der alte Herr. „Als Erstlingswerke sind sie nicht übel, aber zu sehr auf Bestellung nach der herrschenden Mode geschrieben — mit einem Worte, durch und durch äußerlich. Sie werden aber bald anfangen zu denken, mein junger Freund. Warum

geben Sie Ihre Sachen nicht unter Ihrem Namen heraus?" setzte er hinzu.

„Weil — ich weiß wohl, daß dieses Geständniß ein demüthigendes ist — weil ich, wie ich schon vorhin sagte, blos aus Noth geschrieben habe. Es würde mir kein Vergnügen gemacht haben, meinen armseligen Namen gedruckt zu sehen. Ich habe für Geld, nicht für die Ehre gearbeitet. Ich bin kein Genius."

Der Gast richtete sich in seinem Stuhle empor und heftete seine scharfen Augen auf Philipp.

„Und glauben Sie denn, jeder Mann von Genie schreibe blos um der Ehre willen?" fragte er. „Glauben Sie, daß wir" — sein unwillkürlicher Egoismus war zu aufrichtig und eifrig, um auch nur ein Lächeln hervorzurufen — „daß wir darnach fragen, ob Tom Smith oder Dick Jones uns lobt oder tadelt, nämlich unser Werk, welches unser wahres Ich ist, weit mehr als das seltsame Gestell auf zwei Beinen, welches in Tuch gekleidet einherschreitet? Nein, ein wirklicher Autor sendet die Kinder seines Hirns hinaus, wie Gott den Adam hinaussendete, geschaffen aus der Fülle, die in seiner Seele wohnt, und zu hohen Zwecken bestimmt. Wenn diese, seine Geschöpfe, aufrecht durch die Welt gehen und den Zweck ihres Daseins erfüllen, dann mögen Engel Beifall rufen oder Teufel Hohn lächeln, er wird sich um das Eine so wenig kümmern als um das Andere."

Philipp, der stille Philipp, der sein ganzes Leben in dem strengen Decorum des Hauses seiner Tante und des orthodoxesten Collegs in Oxford zugebracht, ward durch diese neue Art Sprache ein wenig betroffen gemacht.

„Wahrscheinlich halten Sie mich für einen Spötter und

Lästerer“, fuhr sein seltsamer Gast fort, „aber dies bin ich nicht. Ich bin einer von denen, welchen die Macht verliehen ist, den Schleier des Unendlichen und Göttlichen ein wenig zu lüften, und die, weil sie diese Macht in ihrer Seele fühlen, den Muth besitzen, furchtlos von Dingen zu sprechen, über welche gewöhnliche Gemüther sich in ihrer Dummheit wundern. Ich nenne, wie unser großer neuerer Dichter Philipp Baily sagt, alles bei seinem rechten Namen, die Hölle Hölle, den Erzengel Erzengel und Gott Gott, aber ich thue dies mit der demüthigen Ehrfurcht eines Menschen, der, weil er von diesen Geheimnissen mehr weiß als ein Anderer, desto tiefer von Anbetung durchdrungen ist.“

Und die Stimme des alten Mannes ward schüchtern wie die eines Kindes, während aus seinen emporgerichteten Augen die tiefste Andacht sprach.

Philipp war ergriffen. Es lag in der innigen Begeisterung dieses Mannes etwas, was eine neue Saite in seinem Herzen berührte. Er sah durch alle diese Seltsamkeiten des Enthusiasten hindurch etwas, was er in der Welt so vergebens zu finden gesucht — ein Streben nach Erkenntniß um ihrer selbst willen, die Fähigkeit, das Wirkliche von dem Unwirklichen, das Wahre von dem Falschen zu trennen.

Und die ganze Seele des jungen Mannes bewillkommnete daher jetzt mit Freuden, was er schon fast als eine eitle Chimäre zu betrachten angefangen hatte.

„Mein werther Herr“, rief er, die Hand seines Gastes ergreifend, „erlauben Sie mir dieselbe Frage an Sie zu thun, welche Sie an mich thaten — was sind Sie?“

„Aeußerlich weiter nichts, als was Sie sehen — ein kleiner alter Mann, ziemlich arm und ziemlich schäbig, weil, während Andere ihr Leben damit zubringen, daß sie versuchen, wie sie ihren Körper nähren und kleiden können, er das seinige dazu verwendet hat, dasselbe für seine Seele zu thun. Und eine sehr respectable Seele ist es", sagte der alte Herr lachend und pochte sich mit dem Zeigefinger auf eine Stirn, welche voll, hoch und breit genug war, um durch ihre prachtvolle Entwicklung jeden Schüler Spurzheim's zu entzücken. „Es steckt hierin ein ziemliches schwebendes Kapital an Gelehrsamkeit, aber es bringt nur nicht viel Zinsen."

Philipp lächelte.

„Dann haben Sie also Ihr Leben den Studien gewidmet", sagte er. „Welchen Zweigen des Wissens haben dieselben gegolten?"

„O, ich habe es in sechzig Jahren möglich gemacht, ungefähr ein Dutzend Sprachen, ein bedeutendes Quantum Mathematik und Metaphysik und ein wenig von so ziemlich allen —onomien und —ologien nebst einigen Fragmenten Literatur und Poesie, um die Ladung zu erleichtern und fest zusammenzuhalten, hineinzupfropfen. Was meinen Beruf betrifft, so habe ich, was die Welt darunter versteht, gar keinen, doch glaube ich, daß ich mich, wenn auch in aller Bescheidenheit, einigen ehrlichen Leuten des Alterthums an die Seite stellen kann, welche während ihres Lebens ebenso wenig beachtet wurden als ich. Mit kurzen Worten, mein guter Freund, ich kann mich einen Philosophen nennen."

„Und einen Dichter", rief Philipp. „Ich lese dies aus Ihren Augen."

Der alte Mann schüttelte den Kopf.

„Gott schafft viele Dichter, aber nur wenigen verleiht er die Gabe der Sprache. Mir hat er sie nicht verliehen. Nichtsdestoweniger kann ich diese Fähigkeit an Andern erkennen. Ich fühle sie zuweilen in meiner eigenen Seele erwachen und sprudeln, aber meine Lippen sind versiegelt und ich werde ein stummer Dichter bleiben bis an das Ende meines Lebens."

Mit diesen Worten erhob sich Philipp's Gast und begann seinen abgetragenen Rock zuzuknöpfen und sich zum Fortgehen fertig zu machen.

„Werden wir einander bald wiedersehen?" fragte Philipp in herzlichem Tone.

„Ja wohl; wenn Sie mich suchen, so finden Sie mich stets im Britischen Museum, im Lesezimmer. Ich gehe alle Tage hin. Es ist dies ein netter warmer Ort zum Studiren, besonders wenn man findet, daß ein Mittagsmahl und ein Kohlenfeuer für einen und denselben Tag allzu große Luxusgenüsse sind. Dann und wann habe ich sie mir aber doch gestattet", sagte der alte Herr mit einem geduldigen Lächeln, welches Philipp's warme Handberührung in einen fast liebreichen Druck verwandelte.

Sie kamen sich gegenseitig vor wie alte Freunde und dennoch kannten sie bis auf diese Minute noch keiner des Andern Namen.

Der alte Herr stand schon im Begriff fortzugehen, ohne diese doch so nothwendige Erkundigung eingezogen zu haben, als Philipp, nachdem er seinen Namen genannt, den seines Gastes zu wissen wünschte.

„Meinen Namen wollen Sie wissen, wie? Ich heiße

Drysdale, David Drysdale", entgegnete der Gefragte. „Ist das nicht ein guter Name? Mein Urgroßvater verlieh ihm unter den schottischen Covenantern einige Berühmtheit. Der Vorname ist auch nicht ganz schlecht. Sie wissen, was er im Hebräischen bedeutet, der Geliebte. Nicht als ob er sonderlich für mich gepaßt hätte, denn ich glaube nicht, daß irgend Jemand in der ganzen Welt mich je sehr geliebt hat."

Ein Anflug von Bitterkeit war in dem sonst humoristischen Tone des alten Mannes bemerkbar, schwand aber sofort wieder, als er hinzusetzte:

„Ausgenommen — ausgenommen meine arme alte Mutter. Ja, junger Mann", fuhr er fort, „wenn Sie so lange gelebt haben als ich, so werden Sie vielleicht auch einsehen gelernt haben, daß es auf dieser Welt blos zwei Gattungen von Liebe gibt, welche bis zum Tode und noch darüber hinaus dauern — die Liebe Ihrer Mutter und die Liebe Ihres Gottes."

Der alte Mann nahm, obschon sie jetzt an der Hausthür standen und dem rauhen Winde ausgesetzt waren, ehrerbietig den Hut ab, setzte ihn dann wieder auf und verschwand.

Neuntes Kapitel.

Philipp war gewohnt, alle seine kleinen täglichen Abenteuer treu in seiner Erinnerung aufzubewahren, um sie Leigh Pennythorne wieder zu erzählen.

Sowie dieser immer mehr und mehr zu einem Genossen und Freund heranwuchs, theilte er viele von Philipp's innersten Gedanken, obschon stets mit Ausnahme des einen, den Philipp im tiefinnersten Herzen barg.

Auf diese Weise ward Leigh auch sehr bald von der eigenthümlichen Bekanntschaft unterrichtet, welche Philipp gemacht hatte.

„David Drysdale", rief Leigh. „Mein Vater, ja fast alle Welt kennt den alten Drysdale. Ich habe ihn einigemal hier gesehen und seine seltsamen Augen betrachtet — sie scheinen einen förmlich zu durchbohren."

„Kommt er oft?" fragte Philipp.

„Nein, mein Vater kann ihn nicht leiden, er sagt, er sei ein grober, ungeschliffener Mensch. Ueberdies besitzt Drysdale viel trockenen Humor, und wenn zwei Kiesel zusammentreffen, so gibt es sofort Funken, wissen Sie."

„Aber veruneinigt hat er sich wohl nicht mit Ihrem Vater, Leigh?“ fragte Philipp.

„O nein; mit einem Manne wie Drysdale veruneinigt sich mein Vater gewiß nicht“, antwortete Leigh. „Der alte Kauz besitzt, wenn auch in ganz stiller Weise, in der literarischen Welt bedeutenden Einfluß. Er kennt Jedermann und Jedermann kennt ihn. Ich habe gehört, seine Gelehrsamkeit sei ungeheuer.“

„Das fand ich sehr bald“, sagte Philipp lächelnd.

„Ja, ich auch“, fuhr Leigh fort. „Früher, als es noch fortwährend hieß: Lerne! lerne! lerne! wissen Sie“ — und der arme Knabe schien bei dieser Erinnerung förmlich zu schaudern — „schickte mich einmal mein Vater zu ihm hinunter ins Besuchzimmer, um vor ihm mit meinem Griechisch zu paradiren. Wie erschreckte mich der alte Kauz mit seinen durchbohrenden Augen! Ich vergaß jedes Wort, welches ich hatte sagen wollen. Und dann sagte er zu meinem Vater, ich wäre nicht so dumm, als ich aussähe würde es aber bald werden, wenn ich immer so mit den alten Sprachen gepeinigt würde. Er hatte vielleicht recht“, fuhr Leigh seufzend fort. „Mein Vater jedoch lud ihn nie wieder ein und ich mußte angestrengter lernen als zuvor.“

Philipp sah, daß die Gedanken des Knaben eine Richtung nahmen, die für ihn nicht gut war. Er ging daher nicht weiter darauf ein, sondern setzte die Fragen wegen des alten Philosophen fort.

„Wie kommt es aber“, sagte er, „daß Drysdale so arm ist?“

„Ich habe meinen Vater sagen hören, der Grund liege

an seinem Genie und seiner Gelehrsamkeit, welche ihrem Besitzer niemals von Nutzen seien. Ich kann dies aber nicht recht glauben. Glauben Sie es?"

„Nein; Ihr Vater hat indeß mancherlei eigenthümliche Ansichten", antwortete Philipp, der bei seinen Gesprächen mit Leigh stets bedacht war, ihn nicht vergessen zu lassen, daß er Mr. Pennythorne's Sohn war. „Mir scheint es, als ob die Geschmacksrichtungen dieses Mannes, während sie ihn für die gewöhnliche Welt etwas untauglich erscheinen lassen, ihn auch unabhängig von derselben machten. Wenn er blos genug hätte, um leben zu können und vollauf Zeit und Gelegenheit zum Studiren, so, glaube ich, wäre er ganz glücklich."

„Das ist leicht möglich, aber es ist ein seltsamer Geschmack", sagte Leigh. „Ich kann mich wohl in das Genie hineindenken, aber nicht in die Gelehrsamkeit."

„Unser seltsamer alter Freund besitzt beides, glaube ich", entgegnete Philipp und erzählte den Hauptinhalt der Conversation des vorigen Abends, welche sich seinem Gedächtniß fest eingeprägt hatte.

Leigh hörte begierig zu, theils weil er ein wenig davon verstand, mehr aber, weil er sah, wie sehr sein Freund sich dafür interessirte.

„Mr. Wychnor", sagte er endlich, „wenn Sie alles dies verstehen und einsehen, so müssen Sie auch selbst einen großen und starken Geist besitzen. Außerdem würden Sie sich nicht im mindesten dafür interessiren."

Dieses einfache Argument traf den Nagel auf den Kopf. Der junge Autor erlangte dadurch die erste Ueberzeugung von seinen eigenen Fähigkeiten, ohne welche Ueber-

zeugung kein Genius zur Vollkommenheit gelangen kann. Es war nicht das Geflüster der Eitelkeit, das angenehme Gefühl, welches das Lob erweckt, sondern das frohe Bewußtsein der innern Kraft, die Aufgabe, welche die Seele erfüllte, lösen zu können. Es war das Bewußtsein, welches den neugeborenen Hercules bewog, seinen kleinen Arm unter die Schlangen auszustrecken und zu fühlen, daß in seinen Muskeln die Kraft des Sohnes Jupiter's wohnte.

Der Gedanke war so erhaben und so entzückend, daß er Philipp's Augen wie mit einem Nebel umflorte.

„Gott segne Sie, Leigh", murmelte er. „Sie haben mir schon viel Gutes gethan, und wenn dies wahr wäre und ich jemals würde, was Sie sagen, wohlan, dann würde ich Ihrer Worte eingedenk sein oder Sie müßten mich an dieselben erinnern."

Leigh drehte sich herum und sah seinem Lehrer einen Augenblick lang unverwandt und traurig ins Gesicht.

„Das ist nicht Ihr Ernst; Sie wissen, daß ich — doch wir wollen jetzt nicht weiter davon sprechen", sagte er hastig, als er seine Mutter ins Zimmer treten sah.

Nachdem er aber mit ihr eifrig und ausführlich das wichtige Thema, was er zum Mittagessen haben wolle, besprochen, lag er eine lange Weile schweigend und nachdenklich da. Vielleicht war auch über ihn ein neuer und plötzlicher Gedanke gekommen, ein noch erhabenerer als selbst der, welcher seinen Schatten über Philipp geworfen.

Beide Gedanken gehörten der unbestimmten Zukunft an, der eine betraf das Leben, der andere — den Tod!

Mistreß Pennythorne, welche glaubte, ihr Sohn sei

eingeschlafen, fuhr fort, in der ihr eigenthümlichen ruhigen, langweiligen Weise, woran Philipp sich nun schon längst gewöhnt, mit diesem zu sprechen. Seine Zuneigung und Güte gegen Leigh hatte das Herz der Mutter gerührt und ihre Schüchternheit längst besiegt. Philipp seinerseits war ein vortrefflicher Zuhörer für den monotonen, aber nicht unmusikalischen Fluß gemüthlicher Wiederholungen, aus welchen Mistreß Pennythorne's Conversation zusammengesetzt war.

Bei der gegenwärtigen Gelegenheit drehte sie sich hauptsächlich um Frederic's Hochzeit, sein neues Haus, seine neue Einrichtung, welche sie ausführlich katalogisirte, indem sie mit den Teppichen des Gesellschaftszimmers begann und mit der Feuerzange in der Küche schloß.

Philipp bemühte sich aufzumerken, seine Gedanken aber suchten endlich das Weite und seine Antworten reducirten sich auf einsilbige Beistimmung, die glücklicherweise auch alles war, was die gute Frau verlangte.

Von Leigh sprach seine Mutter gar nicht, ausgenommen daß sie erwähnte, die Ponychaise, welche Mistreß Frederic für unumgänglich nothwendig halte, könne vielleicht mit dazu verwendet werden, den Knaben, wenn der Frühling käme, spazieren zu fahren, vorausgesetzt, daß er es dann noch bedurfte, was nicht wahrscheinlich war, da es sich in der letzten Zeit sehr mit ihm gebessert hatte.

Und dann, als sie auf das Gesicht blickte, welches auf das Sophakissen zurückgelehnt lag, mit den blaugeäderten geschlossenen Augenlidern und den dunkeln, auf den bleichen Wangen ruhenden Wimpern, in einer Ruhe, welche fast tiefer zu sein schien als die des Schlafes, schauderte die

Mutter, sah nach einer andern Richtung hin und begann schnell von etwas Anderem zu sprechen.

Einige Minuten später ließ sich das eigenthümliche Klopfen an der Hausthür vernehmen, wodurch Mr. Pennythorne seine Ankunft verkündete. Diese drei gewaltigen Schläge äußerten auf das ganze Hauspersonal eine förmliche elektrische Wirkung und setzten vom Keller bis hinauf in die Dachstube alles in Bewegung.

Mistreß Pennythorne sprang sofort auf, indem sie blos schüchtern bemerkte, sie hoffe, daß das Pochen ihren Sohn nicht aufwecken werde.

„Ich schlafe nicht, Mutter", sagte der Knabe sich ermunternd, als sie, dem Rufe ihres Gatten folgend, das Zimmer verließ. „Mr. Wychnor, kommen Sie einen Augenblick her", setzte er hastig hinzu, während schon bei dem Schalle des Trittes seines Vaters ihm die Röthe in die blasse Wange emporstieg. „Sagen Sie ihm nichts davon, daß Sie Drysdale kennen, es möchte ihm unangenehm sein. Er ist so eigenthümlich, wissen Sie."

„Wie umsichtig Sie geworden sind, mein lieber junger Freund!" sagte Philipp. „War es das, worüber Sie brüteten, während wir glaubten, Sie schliefen?"

„Nicht ganz", entgegnete Leigh mit plötzlich ernster Miene. „Aber — aber — wir wollen ein andermal davon sprechen. Sie müssen nun in die Lesezimmer des Museums; es wäre dies für Sie ein schöner Ort zum Arbeiten und weit besser als Ihr dumpfiges kleines Zimmer. Sie wissen noch nicht, was es heißt, den ganzen Tag eingesperrt zu sein, bis man die Gesundheit und fast den Verstand verliert. Doch nein, nein, Sie dürfen nicht

krank werden!“ rief der Knabe eifrig; „Sie müssen leben, leben, um ein großer Mann zu werden. Und vergessen Sie nicht, daß wir heute davon gesprochen haben“, fuhr er fort, indem er seine Stimme zum Geflüster herabsinken ließ, als sein Vater ins Zimmer trat.

Mr. Pennythorne kam nach seiner gewöhnlichen Art hereingetrippelt, rannte da und dort hin und schüttelte, so oft er stehen blieb, seine Frackschöße auf eine Weise, welche ihm große Aehnlichkeit mit einer Bachstelze gab.

Er war augenscheinlich in sehr fröhlicher Stimmung, fragte Leigh, wie er sich befände, und nannte ihn innerhalb der ersten zehn Minuten blos zweimal dumm. Dann wendete er sich zu Philipp und sagte:

„Nun, und was machen Sie Gutes, mein junger Freund Norwych?“

Mr. Pennythorne hatte die angenehme Gewohnheit, den Personen seiner Umgebung durch sinnreiche Versetzung der Buchstaben ihres Namens Beinamen zu geben, und dies war das Anagramm, zu welchem er Philipp Wychnor's Familiennamen schon längst zerlegt hatte.

„Wo lassen Sie denn allemal Ihre Equipage, junger Freund?“ fuhr er fort. „Ich habe dieselbe noch nicht gesehen.“

Philipp lächelte, er war aber an die anzüglichen Späße seines Gönners schon zu sehr gewöhnt, um dieselben übel zu nehmen und ließ sie sich um Leigh's willen ruhig gefallen.

„Ja, das ist das Schöne, wenn man ein Mann mit einem bedeutenden Vermögen ist — wenigstens im Kopfe“, hob Mr. Pennythorne, über seinen vermeinten Witz laut

lachend, wieder an. „Da sehen Sie einmal meinen Fred, das ist ein gescheidter Kerl, der es in der Welt zu etwas zu bringen weiß! Ich komme so eben aus seinem Hause in Harley-Street. Ha, das sollten Sie sehen! Es ist eingerichtet wie der Palast eines Herzogs, das sagte auch Mistreß Lancaster. Apropos, Cillie!"

„Ja, Pierce", lautete die schüchterne Antwort hinter der Thür hervor.

„Ich begegnete Mistreß Lancaster im Park — eine allerliebste Frau, die sich in den höchsten Kreisen der Literatur bewegt. Sie sind wohl mit ihr bekannt, St.-Philippus von Norwich?"

„Nein", antwortete der junge Mann kurz; „mit Ausnahme eines einzigen Males in Ihrer Hausflur habe ich diesen Namen nie gehört."

Er hatte ihn auch in der That nicht gehört, trotz Eleanor's Bekanntschaft mit dieser Dame. Mistreß Lancaster war aber die letzte Person, welche Aussicht darauf hatte, in der Erinnerung oder in den Briefen der Verlobten Philipp's einen Platz zu finden.

„Dann steht Ihnen noch ein Vergnügen bevor", entgegnete Mr. Pennythorne; „denn natürlich wird die schöne Lancastrierin alles aufbieten, die Bekanntschaft eines so wünschenswerthen jungen Mannes zu machen, um ihre literarischen Soiréen durch Ihren wohlverdienten Ruhm zu schmücken."

Mr. Pennythorne schlug, wie man zu sagen pflegt, auf den Busch, und als er Philipp's Wange erröthen sah, wünschte er sich Glück zu den spitzen Pfeilen seiner Ironie,

ohne zu ahnen, wie nahe seine Sarkasmen der Wahrheit kamen.

„Und dies, liebe Cillie", fuhr er fort, „erinnert mich daran, daß Mistreß Lancaster, weil sie gehört hat, was für eine schöne talentvolle Frau ich die Ehre habe, mein Weib zu nennen, Dich bitten läßt, ihre nächste Soirée durch Deine Gegenwart zu verherrlichen."

Die arme Mistreß Pennythorne prallte vor Entsetzen einen Schritt zurück.

„Du weißt ja, Pierce, daß ich nie ausgehe!" machte sie in bittendem Tone vorstellig; „ich möchte lieber bei Leigh bleiben."

„Liebe Cillie, die ganze Gesellschaft würde nach Deiner Gegenwart schmachten und ich kann daher nicht erlauben, daß Du davon wegbleibst. Ueberdies darfst Du Dich auch nicht Deiner schönen Schwiegertochter entziehen, denn Mistreß Lancaster ist mit den Ogilvies sehr genau bekannt, sie kennt jeden Zweig der Familie und wird sie ebenfalls mit uns einladen. Also, die Sache ist abgemacht; nächsten Freitag erscheinen wir sammt und sonders in Rosemary-Lodge, Mistreß Lancaster's Wohnung."

Mit diesen Worten hüpfte er die Treppe hinauf.

Philipp's leises Ohr hatte alles verstanden. Ueberhaupt war er in der letzten Zeit stets bemüht gewesen, alles zu erfahren, was Bezug auf Eleanor hatte, deren langes und ungewohntes Schweigen anfing, ihn zu beunruhigen.

Noch während er diesen Abend nach Hause ging, prägte er den Tag und den Ort des bevorstehenden Zusammentreffens der Familie Ogilvie seinem Gedächtniß fest ein.

Trotz der ernstern Gedanken, welche ihn bis jetzt beschäftigten, kam er immer und immer wieder auf diesen Umstand zurück und wünschte beinahe, daß in Mr. Pennythorne's höhnischen Bemerkungen hinsichtlich seiner eigenen künftigen Einladung nach Rosemary-Lodge etwas Wahres liegen möchte.

Es gibt eine alte nordische Sage von den Nornen oder Schicksalsgöttinnen, welche die unsichtbaren Fäden des menschlichen Schicksals weben, indem sie dieselben vom Himmel bis zur Erde spannen und dem Menschen um die Füße herumschlingen, sodaß er davon nicht loskommen kann, er mag gehen, wohin er will. Einer dieser Fäden fiel, durch den Hauch des Wunsches unseres Helden in Bewegung gesetzt, auf seinen Pfad herab und umschlang seinen Fuß. Das Gewebe aber, anfangs leicht wie Luft, verwandelte sich später in ein schweres Tau, aus den stärksten Fasern gewoben, durch welche der Mensch gefesselt wird.

Zehntes Kapitel.

Philipp Wychnor verlor keine Zeit, seinen neu erworbenen Freund Drysdale in dem Lesezimmer des Britischen Museums aufzusuchen. Während er auf das von dem Custos verlangte Buch wartete, versuchte er unter der dichten Anpflanzung von braunen, schwarzen, blonden, rothen, grauen, alten, jungen, häßlichen, schönen, patricischen und plebejischen Köpfen den herauszufinden, welcher dem alten Philosophen angehörte.

Anfänglich hatte er die Absicht, die langen Gänge zu durchwandern und jeden der theilweise hinter hohen Bücherstößen verschanzten Leser anzusehen, aber sein reizbares Nervensystem machte ihn unfähig, auf diese Weise gewissermaßen Spießruthen zu laufen. Er zog es deshalb vor, sich bei einem der Diener zu erkundigen und erfuhr von diesem sofort, wo er den „alten Drysdale" zu suchen hätte.

Es dauerte nicht lange, so entdeckte er ihn, mit seinem kahlen Kopfe aus einem Halbkreise alter Folianten hervorlugend. Er sah so im hellen Tageslichte noch etwas älter und sein Costüm noch etwas fadenscheiniger aus.

Mit erfreutem Blicke begrüßte er seinen jungen Freund

und begann in dem gewohnten gedämpften Lesemuseumtone zu sprechen. Es war ein schläfrig machendes Murmeln, welches ein Poet mit dem fernen Gesumme der Bienen des Hybla verglichen haben würde; und dieser Vergleich ist vielleicht mit Hinsicht auf diesen merkwürdigen literarischen Bienenstock durchaus nicht unpassend.

„Ich freue mich, Sie hier zu sehen, mein lieber junger Freund", sagte Drysdale. „Schon hier gewesen?"

„Nein", antwortete Philipp.

„Ist es nicht ein schöner Ort, ein großartiger Ort?" fragte Drysdale. „Denken Sie sich Meilen von Büchern, eine Schicht über der andern. Entschuldigen Sie", setzte er hinzu, „ich habe den ganzen Morgen Geologie gelesen, und dann verfalle ich allemal in die Unart, in so zu sagen Handwerksausdrücken zu sprechen. Sie studiren diese Wissenschaft wohl nicht?"

„Nein", sagte Philipp; „die schöne Außenseite der Erde ist für mich genug. Ich habe nie den Wunsch empfunden, das Innere zu ergründen."

„Das ist aber nicht recht, junger Freund", antwortete Drysdale im Tone sanften Vorwurfs. „Man muß ein wenig von allem zu lernen suchen. Ich thue dies stets. Wenn ich von einer Wissenschaft oder einem Studium höre, so gebe ich mich nicht eher zufrieden, als bis ich sie mir zu eigen gemacht habe oder wenigstens so viel davon weiß, daß ich mir von dem Uebrigen ein Urtheil bilden kann. Sie würden sich über die heterogene Masse von Dingen, die ich hier" — er zeigte auf seine Stirn — „angehäuft habe, nicht wenig wundern, und ich sammle immer noch. In der That, ich würde ungefähr wie Alexander

der Große, als er das Ende der Welt erreicht hatte, in Klagen ausbrechen, wenn ich glauben müßte, es gäbe keine Wissenschaften mehr für mich zu erobern. Doch das ist nicht wahrscheinlich", sagte der Philosoph mit der Miene ruhiger Zuversicht, während er den ihn umgebenden Bücherstoß mit liebreichem Blick betrachtete.

Philipp sprach die Hoffnung aus, daß er ihn nicht bei einer bestimmten Arbeit störe.

„Durchaus nicht", entgegnete Drysdale, „ich kann aufhören und anfangen, wenn ich will."

„Ich glaube, es ist hier ein herrlicher Ort zum Studium, nicht blos von Büchern, sondern auch der menschlichen Natur", bemerkte Philipp. „Noch niemals habe ich eine solche Sammlung von seltsamen Leuten gesehen."

Drysdale lachte.

„Ja, ja, ich glaube selbst, wir sind ein sonderbares Völkchen. Auf unsern äußern Menschen verwenden wir fast gar keine Sorgfalt. Hierin liegt eben der Unterschied zwischen dem Mann der Wissenschaft, dem regelmäßigen alten Bücherwurm, und dem Mann von Genie, zum Beispiel einem Dichter. Diese letztere Klasse ist am besten daran, denn bei ihr hat die Seelegrößern Einfluß auf den Körper. Ich habe noch keinen Mann von Genie gekannt — bemerken Sie wohl, daß ich das Wort in seiner weitesten Bedeutung gebrauche — der nicht entweder im Gesicht oder sonst an seiner Person eine gewisse unerklärliche Anmuth — den Adelsbrief, welchen der Himmel ihm ausgestellt — besessen hätte, während dem, welcher den Boden der Wissenschaft und eigentlichen Gelehrsamkeit pflügt, nur zu oft der Staub der Scholle anklebt. Die eine Klasse ist

das Quecksilber der Erde, die andere das schlichte nützliche Eisen. Sie könnten wohl keins von beiden entbehren, nicht wahr nicht?"

Der alte Philosoph rieb sich die Hände, machte eine Pause und schaukelte sich auf dem Rande eines jener bequemen Stühle, welche die wohlwollende Regierung für die Besucher des Museums angeschafft hat.

Philipp, der an dieser Conversation großes Vergnügen fand, versuchte sie in ihren ursprünglichen Kanal zurückzuleiten.

„Auch das schöne Geschlecht ist, wie ich sehe, hier vertreten, wenigstens bemerke ich einige Hüte und Hauben."

Drysdale zuckte die Achseln.

„Allerdings", sagte er. „Möge es den guten Damen nur etwas nützen! Einige davon scheinen sehr fleißig und angestrengt zu arbeiten, aber sie thäten weit besser, wenn sie zu Hause blieben und einen guten Pudding machten. Ich bin kein Freund von gelehrten Frauen im Allgemeinen. Ich meine damit nicht etwa Frauen von wirklichem Verstand, die reglmäßig sich mit schöner Literatur beschäftigen, sondern jene kleinen Philosophen in Unterröcken, welche ihre niedlichen Fußspitzen in das kalte Wasser der Wissenschaften tauchen und dann sagen, sie hätten sich darin gebadet. Da kommt gleich eine von diesen", setzte der alte Herr mit sichtbarem Mißmuth hinzu, als eine kleine, ungemein elegant gekleidete Dame den Mittelgang heraufgeschwebt kam.

„Ach, lieber Drysdale, Sie sind gerade der Mann, den ich suche", lispelte die Dame, und Philipp erkannte sofort an Gesicht und Stimme die, welche er einmal in

Mr. Pennythorne's Hause gesehen. Er begann natürlich die wohlbekannte Mistreß Lancaster mit neugierigem Blicke zu mustern. Er wunderte sich nicht wenig, eine so feingekleidete Dame den alten David Drysdale mit so herablassender Vertraulichkeit anreden zu hören. Er wußte nicht, daß Löwenjäger oft den ungeschlachtetsten und excentrischsten Thieren dieses königlichen Geschlechts für ihre Menagerien den Vorzug geben. Ueberdies ward das schäbige Aeußere und das seltsame Wesen des alten Philosophen überall geduldet, selbst unter der eleganten Clique, welche die Literatur mit ihrer hohen Gunst beehrte.

Philipp Wychnor war zu artig, um seine Neugier durch allzu unverhohlenes Betrachten zu befriedigen, aber er konnte nicht umhin, sich an dem Besuch dieser Verehrerin der Literatur zu ergötzen. Der in dieser Abtheilung fungirende Diener war fortwährend beschäftigt, gewaltige Folianten herbeizuschleppen, welche sie mit großer Gefahr für ihre citronenfarbigen Handschuhe gleichgültig durchblätterte und dann ebenso gleichgültig auf die Seite warf.

Einige ruhige bejahrte Leser, die an der andern Seite des Tisches saßen, sahen sich durch die laute, gellende Stimme der Dame in ihren Studien auf höchst störende Weise unterbrochen und wünschten ohne Zweifel alle weiblichen Literaten, besonders aber diesen, in ein nicht ausdrücklich genanntes entferntes Paradies der Narren.

Endlich begann Mistreß Lancaster sich umzuschauen und wieder in gedämpftem Tone mit Drysdale zu sprechen.

Philipp glaubte, es handle sich um irgend ein literarisches Geheimniß und machte sich mit allzu großem Zartgefühl an dem Katalogtische zu schaffen.

Mistreß Lancaster huldigte nämlich, außer ihrer laut verkündeten und weit und breit bekannten Bewunderung für die Natur, auch einer leichten Manie für die Kunst. Wenigstens sagte sie dies und machte fortwährend Jagd auf Musterbilder lebendiger physischer Vollkommenheit, um damit ihre Salons zu füllen.

Sie hatte daher auch Philipp's schön gezeichnetes Profil, während er über sein Buch gebückt saß, eine Zeit lang betrachtet und fragte nun:

„Apropos, Drysdale" — sie hatte ebenso wie viele andere literarische Damen die unangenehme, nur Männern nachzusehende Gewohnheit, ihre Bekannten ohne Mr. anzureden — „apropos, Drysdale, wer ist dieser junge Mann mit dem geistreichen, schönen Gesicht? Er sprach mit Ihnen, als ich in das Zimmer trat."

Bei all seiner Verachtung der Welt besaß Drysdale doch einen hohen Grad von Schlauheit, besonders in Bezug auf andere Leute. Er wußte, wie beinahe unmöglich es für einen Mann der Literatur ist, sich emporzuarbeiten, wenn er nicht in die allgemeine Gesellschaft seines Standes eintritt und sich dadurch persönliche Interessen schafft, welche sein Emporkommen wesentlich unterstützen, obschon es seine eigene Schuld ist, wenn er dadurch seine Unabhängigkeit gefährden läßt.

Drysdale sah daher sofort ein, was für ein Vortheil es für Philipp sein würde, wenn er zu Mistreß Lancaster's geistreichen Cirkeln Zutritt erhielte, und er begann ihm sofort durch wohlangebrachte Empfehlungen den Weg dazu zu bahnen.

„Ist er wirklich so talentvoll?" rief Mistreß Lancaster

hocherfreut. „Ich dachte mir's gleich. Mein Instinct trügt nie."

Und nun begann sie Philipp's Gesicht und Kopf zu kritisiren, um ihre Vertrautheit mit Physiognomik und Phrenologie zu beweisen.

Der alte Drysdale zuckte die Achseln und hörte zu. An Leute von Mistreß Lancaster's Sorte verschwendete er niemals viel Worte, sondern zog es, wie er sich in seiner eigenthümlich kräftigen Weise ausdrückte, vor, sich mit den Träbern der Säue bewerfen zu lassen, anstatt ihnen seine eigenen Perlen vorzuwerfen.

Sobald jedoch Philipp an den Tisch zurückkehrte, stellte er ihn der Herrin von Rosemary-Lodge vor.

Philipp war angenehm überrascht, sich sofort freundlich eingeladen zu sehen, ihren vortrefflichen Freund Drysdale zu der Versammlung literarischer Gestirne zu begleiten, welche eben heute ihr Haus durch ihre Gegenwart erleuchten sollten.

„Apropos, Drysdale", fuhr Mistreß Lancaster fort, „Sie, der Sie eine so große Vorliebe für jugendliche Genies besitzen, werden diesen Abend ein solches bei mir kennen lernen. Es ist eine Miß Katharine Ogilvie."

Hier schlug Philipp's Herz schneller. Es war dies stets der Fall, wenn der Name Ogilvie genannt ward.

Mistreß Lancaster fuhr fort:

„Sie ist wunderbar geistreich und im höchsten Grade liebenswürdig. Eine vollkommene Korinna, obschon erst neunzehn Jahr alt. Ich war im höchsten Grade überrascht, als ich ihr vorige Woche wieder begegnete, denn vor drei Jahren war ich einmal auf Besuch bei ihrem Vater, Sir

Robert Ogilvie in Summerwood-Park, und sie schien mir damals das allergewöhnlichste kleine Mädchen zu sein, welches man sich denken konnte."

„Wahrscheinlich ist sie das auch jetzt noch. Mistreß Lancaster möchte alle ihre Gänse für Schwäne ausgeben", murmelte Drysdale beiseite.

Philipp's Herz schlug immer rascher, denn er gedachte an Eleanor's Weihnachtsbesuch in Summerwood-Park.

Mistreß Lancaster wendete sich, indem sie sich zum Fortgehen anschickte, von dem unerschütterlichen alten Philosophen zu ihrem neuen Bekannten und sagte:

„Ich bin überzeugt, ein Mann von Genie wie Sie selbst, Mr. Wychnor, wird an meiner jungen Improvisatrice, wie ich sie nenne, großes Interesse finden. Sie ist in der That ein förmliches Ideal der Romantik. Nur sehen Sie sich vor, daß Sie sich nicht in Sie verlieben, denn die Leute sagen, sie sei mit einem Cousin verlobt, der fortwährend in Summerwood ist. Apropos, Drysdale, bei jenem Weihnachtsbesuch war ich von unserm Freund Lynedon begleitet. Sie kennen ihn, denn Sie kennen ja alle Welt. Er hat mir seit sehr langer Zeit nicht geschrieben. Was muß nur aus ihm geworden sein?"

„Das weiß ich nicht, auch kümmere ich mich nicht darum", entgegnete der alte Mann etwas mürrisch, denn seine Geduld war nahe daran, erschöpft zu sein.

„Sie sind wohl niemals mit Paul Lynedon zusammengetroffen, Mr. Wychnor?" fragte Mistreß Lancaster.

Philipp schüttelte verneinend den Kopf, und die redselige Dame fuhr fort:

„Sie würden gerade für einander gepaßt haben. Er

war ein sehr liebenswürdiger, talentvoller Mann. Doch ich darf nicht länger hier die Zeit verplaudern. Adieu, auf Wiedersehen!"

Und mit diesen Worten verschwand Mistreß Lancaster graziös aus dem Lesezimmer.

David Drysdale schüttelte sich mit einem unverkennbaren Gefühl der Erleichterung und Erlösung, ungefähr wie ein alter Kettenhund, dem lange eine lästige Fliege um die Schnauze herumsummte. Er neigte sich dann wieder über seine Bücher und beobachtete ein Schweigen, welches Philipp sich nicht berufen fühlte zu unterbrechen.

Mistreß Lancaster's Geschwätz hatte in dem Herzen des jungen Mannes einige widerstreitende Gedanken erweckt. Er war ganz natürlich sehr neugierig, diese junge Cousine Eleanor's zu sehen, welche, wie das Gerücht behauptete, wahrscheinlich auch ihre Schwägerin ward.

Ganz vergessend, wie lügenhaft das Gerücht zuweilen ist und wie vollständig die Abgeschlossenheit war, in welcher Eleanor in dem alten Bischofspalaste von L. lebte, empfand er ein Gefühl von Ueberraschung, ja fast Verdruß darüber, daß seine Verlobte niemals etwas davon erwähnt hatte. Ebenso wunderte er sich, daß sie niemals etwas von diesem bezaubernden Paul Lynedon erwähnt, den sie doch in Summerwood sehr genau kennen gelernt haben mußte.

Es war vielleicht nicht richtig, hatte aber dennoch seinen Grund in echt weiblichem Zartgefühl, daß Eleanor ihrem Verlobten niemals etwas von dem von ihr zurückgewiesenen Liebesantrage mitgetheilt hatte. Sie war frei von jener verächtlichen Eitelkeit, welche eine Schnur zertretener und

gebrochener Herzen als Trophäe mit sich herumtragen möchte, um sie, da nöthig, den Augen des begünstigten Anbeters als Warnung vorzuhalten.

Mitten in ihrem eigenen Glück hatte sie geseufzt, daß sie genöthigt war, diese Wunde zu schlagen, und sie bewahrte das Geheimniß dieser zurückgewiesenen Liebe vor jedem fremden Blick, wie ein edelgesinntes, zartfühlendes Weib dies stets thun wird.

Ihr Schweigen erweckte jedoch in Philipp's Gemüth jetzt mehr als einen Zweifel. Dies war nicht recht, er wußte dies auch; aber in seiner Unruhe und Aufregung fand er Entschuldigungen für diese müßige Eifersucht, womit er jeden Schritt seiner geliebten Eleanor beobachtete.

Indessen, Philipp war ja ein Mann, und kein Mann kann jemals so vollständig vertrauen, wie ein Weib vertraut.

Elftes Kapitel.

Nichts konnte besser arrangirt sein als Mistreß Lancaster's Soiréen. Sie sammelte und gruppirte ihre Gäste so künstlerisch, wie eine geschmackvolle Bouquetière ihre Blumen ordnet.

Es waren nicht lauter Leute der Literatur, denn die Wirthin kannte die Antipathien und Eigenthümlichkeiten dieser Sippschaft zu genau, als daß sie ein so heterogenes Gemisch hätte riskiren sollen.

Sie streute geschickt hier und da einige jener schönen geruchlosen Blüten — Abendgesellschaftsdamen — umher, welche gewissermaßen wie die Blumen auf der Treppe blos für den Abend gemiethet zu sein schienen, um das Haus zu schmücken.

Unter der heitern Gruppe gewöhnlicher Menschenkinder sah man dann irgend eine Pflanze von schlichtem Aussehen, deren pikantes Aroma sich nichtsdestoweniger in dem ganzen Beet geltend machte. Es war dies der geborene Dichter, welcher die ganze Frische und einen Theil der Scholle, auf welcher er geboren worden, mit in die feinen Salons brachte.

Ferner sah man hier den eleganten Autor, welcher, wenn er sich herabließ, die Feder zu ergreifen, glaubte, die Literatur müsse sich dafür bei ihm bedanken; den sarkastischen Witzbold, das Stachelschwein der Gesellschaft, welches Jedermann haßt, aber aus Furcht vor seinen Stacheln mit Freundlichkeit und Rücksicht behandelt, und den schüchternen Neuling, welcher in der Ecke saß und das Schauspiel mit ehrerbietigen und etwas furchtsamen Blicken beobachtete.

Alle diese waren auf sinnreiche Weise amalgamirt, und während die schwerfälligen Mitglieder der Gesellschaft in traulichen Winkeln vollen Spielraum hatten, ward in angemessenen Zwischenräumen getanzt und musicirt, um die Heiterkeit und den Frohsinn des Ganzen zu fördern.

Philipp Wychnor beobachtete dieses wechselnde Panorama mit großem Interesse. In Oxford hatte redliche Armuth und seine eigene Neigung ihn bestimmt, das Leben eines förmlichen Einsiedlers zu führen, sodaß nur wenigen jungen Leuten seines Alters ein solches Schauspiel, wie sich ihm jetzt darbot, so völlig neu erscheinen konnte.

David Drysdale, der sich dicht neben ihm hielt, fand Vergnügen daran, Zeuge des fast kindlichen Ergötzens seines jungen Bekannten zu sein und ihm die verschiedenen hervorragendern Persönlichkeiten zu bezeichnen.

„Sehen Sie einmal dort jenen Mann, dem, so oft er den Mund aufthut, Jedermann zuhört", sagte er. „Er schießt hin und her wie eine Wespe, und wenn er wo eine Minute gesessen hat, steht zehn gegen eins zu wetten, daß er einen Stich zurückläßt. Nichtsdestoweniger ist er ein geistreicher, von Witz überschäumender Mann. Seine

Zunge und seine Feder sind wie Lanzetten, und wenn er der Dame Gesellschaft damit tüchtig zur Ader läßt, so geschieht es meistentheils, um die Vollblütigkeit der guten Dame zu mindern und alle schlechten Säfte zu entfernen."

„Wer ist denn dieser lustige Schmetterling von jungem Mann, welcher Ihrer Wespe Opposition zu machen scheint?" fragte Philipp. „Er unterhält ein ununterbrochenes Witzfeuer, welches hauptsächlich gegen die Damen gerichtet ist, deren Liebling er zu sein scheint."

„Haben Sie wohl jemals eine echte Münze gekannt, die man nicht nachzumachen versucht hätte?" entgegnete Drysdale. „Er ist eine Nachäffung des ersten, ein Witzpilz, der während einer Nacht aus dem Unrathbett der Literatur hervorgesproßt ist. Er gehört zu der Schule von Autoren, welche man das junge England nennt, freche Spötter, welche die ernstesten Dinge des Lebens zur Posse herabwürdigen, die Milton parodiren und eine komische Geschichte der Bibel schreiben würden. O könnte ich in jede ehrliche Hand eine Ruthe geben, um diese Schurken nackend durch die Welt zu peitschen!" rief der würdige alte Drysdale mit einer Energie, welche, während sie Philipp ein Lächeln entlockte, ihn zugleich tief rührte.

Dieses eine Korn echten wahren Gefühls schien die ganze herzlose Masse zu läutern, die ihn umgab. Er fühlte, wie jede Stunde seines Umgangs mit Drysdale sein Herz kräftigte und seine Bestimmung ihm klarer machte.

„Dort sehen Sie zwei von einer andern Clique. Sie werden finden, daß diese ganze literarische Welt sich in Cliquen theilt", bemerkte der alte Philosoph, indem er mit

dem Blick auf zwei Herren deutete, die ein wenig abgesondert von der übrigen Gesellschaft mit einander sprachen.

„Sie meinen jenen alten patriarchalischen Mann mit dem großen massiven Kopf und den jüngern mit dem gescheitelten Haar und einem Gesicht, welches an Rafael's Engel erinnert, nicht wahr?" fragte Philipp. „Ich habe diese Beiden schon seit einiger Zeit beobachtet. Sie sprechen sehr eifrig mit einander und bilden wirklich ein malerisches Paar. Nur gefällt mir ihr affectirtes Costüm nicht."

„Und dennoch gibt es viel an ihnen zu loben", bemerkte Drysdale. „Sie gehören der Fortschrittspartei an. Es sind Leute, die es ganz aufrichtig und ehrlich meinen, aber fortwährend versuchen, mit ihrem kleinen Archimedischen Hebel die Welt zu bewegen. Obschon ich nun der Ansicht bin, daß Jeder in aller Stille die Schulter mit ans Rad stemmen und, soviel ihm in seiner kurzen Lebenszeit möglich ist, die Gesellschaft vorwärts schieben helfen muß, so spreche ich doch nicht gern davon. Bei diesen Fortschrittsleuten heißt es nur allzu oft: Viel Geschrei und wenig Wolle. Sie beklagen, wie Hamlet, fortwährend, daß die Zeit aus den Fugen sei, versuchen aber selten, sie wieder einzurichten."

„Da bin ich mit Ihnen einverstanden", sagte Philipp. „Ich glaube weniger an allgemeine als vielmehr an individuelle Bewegungen. Wenn ein Jeder das Werk der Reform zuerst mit sich selbst und dann in seinem eigenen Kreise begänne, so bedürfte es gar keiner allgemeinen Revolution. Ich glaube, um mich Ihres eigenen beliebten Gleichnißsystems zu bedienen, Mr. Drysdale", fuhr der junge Mann mit gutmüthigem Lächeln fort, „ich glaube,

daß es weit besser ist, einen Felsen ruhig zu unterminiren, als ihn mit Pulver in die Luft zu sprengen, weil man in dem letztern Falle niemals wissen kann, wieweit das Werk der Zerstörung sich ausdehnt, und weil man obendrein Gefahr läuft, von den Bruchstücken vor den Kopf getroffen zu werden."

Drysdale klopfte seinem jungen Freund mit der Miene der Billigung und des Beifalls auf den Arm.

„So ist es recht", sagte er. „Immer lernen Sie selbstständig denken und scheuen Sie sich nicht, Ihre Gedanken auszusprechen, mein lieber Sohn, wenn ich Sie so nennen darf."

Philipp stand im Begriff, sein aufrichtiges Vergnügen hierüber auszusprechen, als Mistreß Lancaster durch die immer noch anwachsende Menge schwebte.

„Drysdale, wo stecken Sie denn?" rief sie. „Hier in einem Winkel! O schämen Sie sich! Es fragt ja alles nach Ihnen."

„Ich wollte, ich könnte das Compliment erwiedern, Mistreß Lancaster", antwortete der alte Mann ziemlich kurz, denn die voreilige Zunge dieser Dame reizte allemal seinen Hang zu kurzen, oft verletzenden Entgegnungen.

„Aber das muß ich sagen!" rief Mistreß Lancaster; „Sie sind und bleiben doch ein gemüthliches, gutes, unangenehmes, komisches, altes Geschöpf. Da kommt Ihr alter Bekannter, Mr. Pennythorne; er hat schon lange nach Ihnen gefragt."

Indem sie noch sprach, kam der Genannte zum Vorschein, drückte Drysdale die Hand und erblickte dann, indem er sich herumdrehte, Philipp Wychnor.

Ein leichtes Emporziehen der Augenbrauen verrieth sein Erstaunen über diese Begegnung, doch war er zu sehr Weltmann, als daß er sich durch irgend etwas hätte aus der Fassung bringen lassen sollen. Er kam daher sofort mit cordialer Begrüßung auf Philipp zugehüpft.

„Mein lieber junger Freund", rief er, „ich freue mich, Sie so unerwartet zu sehen, und zwar in so trefflicher Gesellschaft. Also Sie kennen den guten alten Drysdale? Wie überraschend, wie angenehm!"

Und damit eilte er fort nach einem andern Theile des Zimmers und fragte sich bei sich selbst, wie dieser junge Mensch hierher käme.

„Sie müssen mit mir kommen, Drysdale", fuhr Mistreß Lancaster fort, indem sie ihre kleine weißbeschuhte Hand auf den Rockärmel des alten Kauzes legte, der in dieser eleganten Versammlung ungefähr aussah wie der Hund Diogenes unter der Meute hündischer Alexander auf Landseer's bekanntem Gemälde. „Ich wünsche Sie meiner jungen Korinna, meiner Improvisatrice vorzustellen."

Drysdale aber schien keine Lust dazu zu haben. Er dachte an die unzähligen Manuscripte, mit welchen ihn die literarischen Damen, welche er bei Mistreß Lancaster kennen gelernt, gedrangsalt hatten.

„Es ist ganz besonders mein eigener Wunsch, Mr. Drysdale vorgestellt zu werden", sagte eine wohllautende jugendliche Stimme hinter ihm, und der alte Mann war nicht im Stande, der Stimme oder dem bezaubernden Lächeln zu widerstehen, welches die Lippen schmückte, denen diese Stimme angehörte.

Philipp drehte sich langsam herum und sah Katharine Ogilvie an. Sie war in der That blendend schön, vielleicht ganz besonders in Folge der außerordentlichen Einfachheit ihres weißen Kleides, welches zu den mit Spitzen und Falbeln aller Art besetzten ringsumher einen auffallenden Gegensatz bildete. Ihr kleiner, zierlich geformter griechischer Kopf trug weiter keinen Schmuck als das prachtvolle tiefschwarze Haar, welches hinten aufgebunden war und ihren classischen Zügen einen noch classischern Ausdruck verlieh.

Dabei aber war die Schönheit des Gesichts keineswegs eine gefühllos marmorne, sondern eine echt weibliche. Die Lippen lächelten holdselig oder zitterten vor kaum verhehlter innerer Bewegung, wenn ein plötzlicher Gedanke das Herz durchzuckte. Wie verschieden war sie jetzt von dem schüchternen Mädchen, welches vor wenigen Jahren sich an demselben Orte und in derselben Umgebung bewegt hatte!

Katharine fühlte dies selbst und ihr Herz war voll; es floß über von den wonnigen Erinnerungen, die jeder Augenblick erneuerte, und von freudigem Stolze, während sie die Gegenwart mit der Vergangenheit verglich.

Sie fühlte, daß sie schön war, sie sah, wie jedes Auge ihr bewundernd folgte, sie wußte, daß selbst dieser elegante, hochgebildete Cirkel unter dem Zauber ihrer Talente und Reize stand.

„Jetzt würde er sich meiner nicht schämen“, murmelte sie mit stolzem, frohem Lächeln bei sich selbst. „Nein, wenn er wiederkommt, wird er Katharine selbst seiner nicht unwürdig finden.“

Und dieser Gedanke gab ihren Augen neuen Glanz und lieh jedem Tone ihrer melodischen Stimme neuen Wohllaut. Wie glücklich war sie! Wie schien sie überall um sich her eine Atmosphäre sanfter Heiterkeit zu verbreiten! Ganz besonders neigte sie sich dem alten David Drysdale zu, und dieser thaute seinerseits im Sonnenscheine ihres Einflusses zu förmlichem Enthusiasmus auf.

„Ich habe schon längst gewünscht, Sie zu sehen, Mr. Drysdale“, sagte sie endlich, obschon etwas schüchtern, als die Conversation mit ihm in ein förmliches, freundliches Geplauder übergegangen war. „Ich hörte schon früher von Ihnen, ein alter Bekannter von Ihnen erzählte mir von Ihnen“, setzte sie hinzu, während ihre Wangen sich dunkler färbten.

„Meine werthe junge Dame, es gereicht mir dies wirklich zur Ehre und zum Vergnügen“, antwortete der alte Mann, der fast in Versuchung kam, Complimente zu machen. „Wer war es denn, der Ihnen von mir erzählte?“

Katharinens Lippen bebten, während sie den Namen Paul Lynedon aussprachen.

„Paul Lynedon; ah, ich entsinne mich seiner; ein schöner Mann, der auch etwas Ordentliches gelernt hatte. Dennoch war unsere Bekanntschaft eine sehr kurze. Ich habe nichts wieder von ihm gehört, seitdem er ins Ausland gereist ist. Sind Sie jemals im Ausland gewesen, Miß Ogilvie?“ setzte Drysdale hinzu, indem er ohne Absicht dem Gespräch eine andere Wendung gab, was Katharine durchaus nicht angenehm war, denn sie fand einen förmlichen Genuß darin, den Namen, welcher die Musik ihres Herzens war, wenn auch nur von fremdem Munde nennen zu hören.

„Nein", antwortete sie. „Ich kenne die Welt fast nur aus Büchern."

„Und die auf diese Weise erlangte Kenntniß ist im Grunde genommen vielleicht die beste, wenigstens sagt dies mein junger Freund Philipp Wychnor hier", sagte Drysdale, indem er sich gutmüthig nach der Richtung wendete, in welcher sein neuer Günstling nicht fern von ihnen saß.

Philipp versuchte seine ein wenig langweilige Situation sich dadurch zu erleichtern, daß er verschiedene Bücher durchblätterte.

„Philipp Wychnor!" wiederholte Katharine, sich plötzlich auf den Namen besinnend.

Er schlug an das Ohr des Eigners und die Augen der beiden jungen Leute begegneten sich.

„Das muß Eleanor's Freund sein. Hugh sagte mir schon, daß er jetzt in London sei", dachte sie bei sich selbst, und der Instinct von etwas Besserem als Neugier bewog sie zu der Bitte, ihr den jungen Mann vorzustellen.

„Ich glaube, Sie sind mir nicht ganz unbekannt, Mr. Wychnor", sagte Katharine, als Philipp auf Drysdale's Wink sich ihnen näherte. „Sind Sie nicht ein Freund meines Cousins Hugh und meiner Cousine Eleanor Ogilvie?"

Philipp antworte bejahend.

Katharine glaubte, das Zögern des jungen Mannes habe seinen Grund in der Schüchternheit, die Jedem eigen zu sein pflegt, der sich noch nicht in der Gesellschaft bewegt hat.

Die Frauen besitzen weit mehr Selbstbeherrschung als

die Männer. Katharine versuchte ihm daher seine Befangenheit zu benehmen, indem sie fortfuhr zu sprechen.

„Ich freue mich sehr, Ihnen zu begegnen", sagte sie. „Ich erinnere mich sehr wohl, mit welcher Wärme meine Verwandten von Ihnen sprachen, besonders Eleanor. Sie kennen sie wohl seit vielen Jahren?"

„Ja, allerdings. Und wie befindet sich Hugh?" fuhr Philipp fort und hätte gern eine directere Frage gethan, getraute sich aber nicht dieselbe auszusprechen.

„Hugh befindet sich vollkommen wohl, glaube und hoffe ich. Er verließ Summerwood vor einigen Tagen", antwortete Katharine, während ein Schatten über ihr Gesicht flog und die klare Stirn sich einen Augenblick lang runzelte.

„Dann ist er jetzt wohl bei seiner Schwester?"

„O nein! Eleanor ist ja auf Reisen, wie Sie wissen."

„Auf Reisen?"

„Ja. Sie ist mit Mistreß Breynton, ihrer Freundin und Ihrer Tante, nach Florenz gereist. Ich glaubte, Sie wären davon unterrichtet."

Philipp fühlte, wie sich ihm das Herz zusammenschnürte. Er murmelte einige unzusammenhängende Worte und drehte sich dann herum, um sich nach Drysdale umzusehen, denn er war nicht mehr im Stande, die Conversation weiter fortzuführen.

Der alte Mann war aber fort. Unter andern Umständen würde Katharinens Neugier und Sympathie rege geworden sein, jetzt aber ward ihre Aufmerksamkeit durch ein zufälliges Wort abgelenkt, ein Wort, welches, so oft es durch das Gesumme der allgemeinen Conversation bis zu ihr hindurchdrang, sie aufzuhorchen zwang.

Dieses Wort war der Name Paul Lynedon.

Katharine und Philipp saßen zufällig mit einander auf einer jener runden Ottomanen, welche für doppelte tête-à-tête geschaffen zu sein scheinen, und hinter ihnen saßen eine Dame und ein Herr, welche eifrig mit einander plauderten.

„Mr. Lynedon!“ wiederholte der letztere. „Also meine werthe Miß Trevor, Sie kennen wirklich meinen vortrefflichen Freund Paul Lynedon?“

„Ich sollte eher sagen, ich habe ihn gekannt, denn es sind schon mehrere Jahre her, daß wir uns sahen. Er ging nach dem Continent, glaube ich. Seine Abreise war eine sehr plötzliche, nicht wahr, Doctor Saville?“

„Hm! Damit hängt ein kleines Geheimniß zusammen, welches ich höchstens Ihnen anvertrauen kann, die Sie seine specielle Freundin waren. Der Grund der plötzlichen Abreise des armen Lynedon war kein anderer, als daß er liebte.“

„Was Sie nicht sagen!“

„So war es. Er erzählte mir damals die ganze Geschichte. Das Verhältniß bestand schon lange, die Dame war aber mit einem Andern verlobt. Indessen, der Mensch ist veränderlich. Ich glaube, Lynedon bekommt sie am Ende doch noch; meine Frau glaubt es auch.“

„Ende gut, Alles gut. Wann wird er denn heirathen?“

„Lynedon? Nun — Sie dürfen aber keinem Menschen ein Wort davon sagen — ich habe allen Grund, zu glauben, daß es sehr bald geschehen wird. Das glückliche Ereigniß kann sogar schon stattgefunden haben. Er schreibt mir nämlich, daß er sie kürzlich im Auslande getroffen hat,

wo sie mit einer alten Dame lebt. Er sieht sie alle Tage. Von der Hochzeit schreibt der schlaue Fuchs allerdings nichts, aber sein Brief athmet nichts als Glück. Ich glaube, ich habe diesen Brief noch in der Tasche, wenn ich ihn nämlich nicht heute Morgen dem meinigen an meine Frau beigelegt habe. Doch nein, hier ist er."

Jedes Wort dieses Gemisches von Wahrheit und Lüge schlug an Katharinens betäubtes Ohr. Dennoch blieb sie unbeweglich sitzen, ihre Finger blätterten in dem auf ihrem Schooße liegenden Buche und ihre Lippen trugen noch das höfliche Lächeln der Aufmerksamkeit. Ein einziges Mal schweiften ihre Augen zweifelnd und ungläubig über den Brief, welchen Doctor Saville in der Hand hielt.

Es war die wohlbekannte Handschrift — seine Hand! Leidenschaftlich in allen ihren Impulsen, nahm sie die furchtbare Wahrheit hin, ohne zu zweifeln. Das Herz erstarb ihr und verwandelte sich gleichsam in Stein.

Einen Augenblick später erhob sich Doctor Saville, um Mistreß Lancaster Platz zu machen, welche herbeigetänzelt kam, um ihre „holde Katharine" zum Vortrag eines Gesanges aufzufordern.

Katharine stand auf und ging mit festem Schritt durch den Salon. Philipp nahm den von ihr geräumten Platz ein.

„Was für ein liebenswürdiges Mädchen dies ist und mit welchem innigen Gefühl sie singt", bemerkte ein Herr zu Miß Trevor, als Katharinens Stimme klar, voll und rein, ohne zu tremuliren, aus dem innern Zimmer ertönte. „Ja, sie ist ein herrliches Wesen, diese Miß Katharine Ogilvie."

„Ogilvie — wie sonderbar! Hat sie Schwestern?“ fragte Doctor Saville.

„Nein, ich glaube nicht. Warum fragen Sie?“

„Weil der Name von Paul Lynedon's alter Liebe, der jungen Dame, welche er jetzt im Begriff steht, zu heirathen, auch Ogilvie war — Eleanor Ogilvie.“

Es machte sich eine Bewegung unter der eleganten Versammlung bemerkbar, während einer der Gäste sich rasch den Weg hindurchbahnte und zur Thür hinausging. Als David Drysdale sich nach seinem jungen Freunde Philipp Wychnor erkundigte, war dieser schon fort.

Die Versammlung lachte und schwatzte noch ein paar Stunden und zerstreute sich dann.

„Wie schweigsam Du bist, liebe Katharine!“ bemerkte Lady Ogilvie, als der Wagen heimwärts fuhr.

„Ich bin müde, außerordentlich müde. Sprich nicht mit mir!“ war die in einem kalten, abstoßenden Tone gegebene Antwort, welche den sanften Vorwurf zur Folge hatte:

„In der That, liebes Kind, ich will hoffen, daß Du durch die Bewunderung, die man Dir zollt, nicht verwöhnt wirst.“

Katharine entgegnete hierauf nichts, und ihre Aeltern begannen bald darauf einzuschlummern.

Katharine erreichte ihr Zimmer und verschloß die Thür. Dann warf sie mit einem wilden Ausruf — halb Schluchzen, halb Stöhnen — die Arme über den Kopf empor und sank ohnmächtig nieder.

Zwölftes Kapitel.

Nach einigen Minuten raffte sie sich wieder auf. Sie weinte nicht, sondern blieb auf der Diele sitzen, schwankte krampfhaft, die zarten Hände faltend, hin und her, während ihr ganzer Körper von eisigen Schauern geschüttelt ward.

„O Gott, Gott, laß mich sterben!" lautete der stumme, fast ruchlose Schrei des gebrochenen Herzens, welches in seinem Glücke kaum jemals Dank oder Gebet gekannt hatte, während Stöhnen auf Stöhnen die nächtliche Stille unterbrach. Sie hauchte kein Wort, nicht einmal seinen Namen. Sie fühlte jetzt nichts als Sehnsucht nach Schweigen, Finsterniß, Tod.

Diese Erstarrung dauerte jedoch nicht lange. Ihre in dem Zimmer umherschweifenden brennenden, thränenlosen Augen fielen zuerst auf die Blumen, die sie trug — seine Lieblinge — dann auf ein Buch, welches er ihr geschenkt. Ach, ihr ganzes tägliches Leben war erfüllt von Erinnerungen an ihn. Mit einem Male brach die Flut des innern Schmerzes unaufhaltsam hervor.

„O Paul! Paul!" rief sie, „darf ich nicht mehr an Dich denken? Ist die alte Zeit auf immer dahin? Ein Leben

ohne Dich, eine Zukunft, in welcher die Vergangenheit vergessen werden muß, wo es sogar Sünde sein wird, daran zu denken! O Gott, daß ich sterben könnte!"

Und dann durchzuckte sie wie ein Blitz der Gedanke, daß selbst jene alte Zeit, welche sie betrauerte, vielleicht blos ein das eigene Herz täuschender Traum gewesen sei. Er hatte sie nie geliebt, selbst damals nicht, sondern es sie blos glauben gemacht. In diesem Augenblicke erhob sich ein neuer Sturm der Leidenschaft in ihrem Herzen.

„Er hat mich betrogen! Er hat mich schon damals betrogen! Ich in meinem Wahnsinn gab ihm alles — Leben, Hoffnung, Jugend — und er gab mir — nichts! Paul Lynedon" — und sie erhob sich und stand mit dem Ausdruck des Stolzes, der Entrüstung und Verachtung in ihren Zügen aufrecht da — „wie konntest Du das wagen? Wie konntest Du wagen, mich Deine Katharine zu nennen, während Du eine Andere liebtest? Du lachst jetzt vielleicht mit ihr über das arme thörichte Mädchen, welches bei Deinem Anblick zitterte und erröthete, welches Dir die ganze Liebe seines Herzens geschenkt und für die Deinige bereit gewesen wäre zu sterben! Zu sterben! Soll ich sterben? Soll ich?"

Mit raschen wilden Schritten ging sie auf und ab und ihre Wangen glühten. Keine Thräne linderte ihren Jammer.

Plötzlich blieb sie vor dem Spiegel stehen, musterte sich vom Kopf bis zum Fuße und betrachtete mit aufmerksamem Blick die Schönheit, auf welche sie um seinetwillen so stolz gewesen.

„Soll ich sagen, daß ich in unerwiederter Liebe nach

ihm schmachtete, ich, Katharine Ogilvie, die ich hätte bewundert, geliebt, ja angebetet werden können?"

Und sie dachte an Hugh, als er bleich, traurig, mit Thränen in den freundlichen Augen, welche so viele Jahre lang über ihr gewacht, Abschied von ihr genommen hatte. Seine Liebe war tief und aufrichtig gewesen und hatte kaum eine so kalte und verächtliche Zurückweisung verdient, wie sie ihm kürzlich hatte zu Theil werden lassen.

Und nun dämmerte in ihrem Herzen ein Vorsatz, der aus der Leidenschaft hervorging, welche sich für den Augenblick fast in Haß verwandelt hatte und jetzt jedes Gefühl ihres dem Impuls des Augenblicks gehorchenden Gemüths verkehrte. Es war ein Vorsatz, vor welchem jedes Weib, welches mit heiliger und reiner, wenn auch hoffnungsloser Liebe liebt, sich schaudernd abwenden würde.

„Ihr sollt niemals über mich triumphiren, Du, Paul, und dieses Dein Weib. Ihr sollt nimmermehr mit einander über das Mädchen lachen, welchem um Euretwillen das Herz gebrochen ist. Nein, ich will leben, ich will leben, damit die Welt, damit Ihr erfahrt, was ich bin! Ja, Ihr sollt von mir hören, von meiner Schönheit, von meinen Talenten." Und ein seltsames bitteres Gelächter der Selbstverhöhnung entrang sich den blassen Lippen, welche noch vor wenigen Stunden holdseliges, glückliches, jungfräuliches Lächeln geschmückt hatte.

Der ferne Schall der Thurmuhr von Summerwood ließ sich durch das Heulen des Novemberwindes hindurch vernehmen — eins, zwei, drei, vier schlug es.

Katharine hörte die Schläge. Zwölf Stunden früher hatte sie dieselben gezählt und sich nach dem Vorübergehen

der kurzen Winterdämmerung gesehnt, damit der angenehme Abend kommen möge. Vielleicht brachte er — allerdings nicht Paul Lynedon's Anblick, denn dies war, wie sie wußte, unmöglich — aber wenigstens einige Nachricht von ihm. Und jetzt, o welch eine furchtbare Veränderung! In das arme zerrissene Herz zog ein Jammer ein, den es nie zuvor gekannt, und es ward der Wohnsitz von Legionen unheilvoller Gedanken, die nie wieder daraus verbannt werden sollten.

Die Welt geht ihren täglichen Rundgang, ohne Rücksicht auf Leben, Tod und Liebe, diese drei Elemente, aus welchen die höchste Freude und der tiefste Schmerz zusammengesetzt ist.

Katharine legte sich nieder und schlief, ja, sie schlief, denn auf furchtbare Qualen folgt oft tiefe Erstarrung. Am Morgen erhob sie sich und kleidete sich an, ruhig, ohne Thränen oder Seufzer.

Nur ein einziges Mal, während sie ihr langes schönes Haar ordnete, auf welches sie stets sehr stolz war, denn seine Hand hatte darauf geruht, traf die Erinnerung ihr Herz wie ein Dolchstich. Sie hätte jetzt der Schönheit fluchen mögen, welche nicht im Stande gewesen war, Paul Lynedon zu fesseln. Von nun an wollte sie von dieser Schönheit keinen andern Gebrauch machen, als um dadurch den Männern den Verstand zu rauben, sie zu blenden, ihnen den Fuß auf den Nacken zu setzen und sie zu verlachen.

Sie ging die Treppe hinunter.

Das sogenannte Studirzimmer stand offen und die große Katze ihres Großvaters kam schnurrend auf sie zu, wie um sie hineinzulocken. Wie aber hätte sie die Schwelle

dieses wohlbekannten Zimmers überschreiten können? Alles darin rief ihr in teuflisch höhnendem Tone zu:

„Thörin, die Du Dich selbst betrogen! Die Vergangenheit, die wonnige Vergangenheit, ist nichts, war nichts. Tilge sie aus Deiner Erinnerung für immer.“

Sie schauderte, verschloß die Thür und eilte hinab in die Halle. Auf dem Tische lagen einige Treibhausblumen, die tägliche Gabe des alten Gärtners. Ueber denselben sang ihr Vogel seinen Morgengruß und zwar um so fröhlicher, als der helle Wintersonnenschein selbst in seinen Käfig fiel.

Mechanisch setzte Katharine die Blumen in ein Glas Wasser, gab dem Vogel sein Futter, bückte sich, um ihren sie stets begleitenden schnurrenden Liebling zu streicheln, aber die große Veränderung war geschehen. Die einfachen Freuden des Mädchenalters waren für sie nicht mehr vorhanden. Sie hatte den Eingang zu jenem bezauberten Thale erreicht, welches entweder Paradies oder Hölle ist; sie überschritt die Schwelle und schloß das Thor hinter sich auf immer.

„Bleibe nicht länger hier, als Du Lust hast, liebes Kind“, sagte ihre Mutter, als sie, lange nachdem das Frühstück vorüber und ihr Vater fort nach London geritten war, ihrer Gewohnheit entgegen noch in dem Zimmer weilte und die Hände, die sonst so rührigen, stets beschäftigten Hände, gefaltet auf dem Knie ruhen lassend, regungslos am Feuer saß.

Sie drehte sich herum, nickte zustimmend mit dem Kopfe und schaute dann wieder ins Feuer.

„Bist Du immer noch da, Katharine?“ rief ihre Mut-

ter mit dem Ausdruck sanftmüthigen Erstaunens, als sie eine Stunde später wegen einer häuslichen Verrichtung wieder in das Zimmer kam. „Ich bitte Dich, liebes Kind, laß Dich meinetwegen nicht von Deinen Studien abhalten. Die Zeit wird mir durchaus nicht lang, wenn ich allein bin. Geh also immer fort, wenn Du willst."

„Ich kann nicht, Mama, ich bin müde", sagte Katharine im Tone der Erschöpfung. „Laß mich bei Dir bleiben."

„Ei ja, wenn Du willst, recht gern, mein liebes Kind", entgegnete Lady Ogilvie. „Du siehst wirklich nicht recht wohl aus. Komm und lege Deinen Kopf auf meinen Schooß, wie Du sonst immer so gern thatest."

Mit diesen Worten zog Lady Ogilvie ihre Tochter neben sich nieder, begann ihr mit mütterlicher Zärtlichkeit das Haar zu streicheln und sprach dabei in ihrer sanften, ruhigen Weise. Sie ward höchlich überrascht, als Katharine plötzlich heftig zu weinen begann und zwischen ihrem Schluchzen hindurch murmelte:

„O Mutter, Mutter, Du liebst mich, ja, ich weiß, daß Du mich liebst. Sag mir's aber noch einmal! Laß mich fühlen, daß es in der großen weiten Welt Jemand gibt, der mich lieb hat."

„Aber meine gute Katharine, Du bist förmlich krank!" rief die besorgte Mutter. „Das kommt von dem späten Schlafengehen. Ich glaube wirklich, mein Kind, Du darfst künftighin keine Abendgesellschaften mehr besuchen. Sage mir doch genau, wie Du Dich fühlst."

Und sie begann mit allerhand mütterlichen Fragen und Rathschlägen, welche, wenn auch zärtlich, doch etwas lang-

weilig und am unrechten Orte waren, weil sie sich ausschließlich auf das körperliche Wohlbefinden ihres Kindes bezogen. Daß Katharinens Gemüth krank sein könne, davon hatte Lady Ogilvie keine Ahnung.

Katharine sah dies recht wohl ein und zog sich daher sofort in sich selbst zurück. Ihre gute zärtliche Mutter war ihr, soweit angeborene, natürliche Zuneigung in Frage kam, sehr theuer, aber in allen andern Dingen lag eine weite Kluft zwischen ihnen, eine Kluft, die jetzt weiter war als je. Unglückliche Katharine! In der ganzen Welt gab es kein Band, welches zur Befriedigung ihrer Seele eng genug, und keine Hand, die stark genug gewesen wäre, um sie von dem Abgrund zurückzureißen, in welchen sie im Begriff stand zu stürzen.

„Geh und leg' Dich wieder nieder", sagte die Mutter.

Katharine aber weigerte sich. Sie wagte gewissermaßen nicht allein zu sein und sehnte sich nach einer Gelegenheit, um das zu sagen, was sie sich vorgenommen hatte.

Indem sie sich daher von ihrer Mutter nach dem Sopha führen ließ, blieb sie anscheinend ganz ruhig eine halbe Stunde auf demselben liegen.

Lady Olgivie ging leise hinaus, kam wieder herein und setzte sich dann zu einer Beschäftigung nieder, die ihr stets beschwerlich und widerlich war, nämlich zum Schreiben eines Briefes.

Als sie, nachdem sie mit den ersten drei Zeilen fünf Minuten lang zugebracht, wieder aufblickte, sah sie, wie die Augen ihrer Tochter aufmerksam auf sie geheftet waren.

„Mein Himmel, Katharine, ich dachte, Du schliefest", sagte sie, indem sie den Brief zu verbergen suchte.

„Nein, ich kann nicht schlafen", antwortete Katharine. „An wen schreibst Du, Mama?"

„Blos an Hugh, an den armen Hugh, ich versprach es ihm. Du brauchst deswegen nicht unmuthig zu sein."

Katharine sah, daß die Gelegenheit da war, und sie erfaßte dieselbe mit kaltblütiger verzweifelter Anstrengung.

„Mutter", sagte sie, „laß den Brief und komm' hierher. Ich wünsche mit Dir zu sprechen, eben über Hugh."

Ihre Stimme und Gesicht waren eins so ruhig wie das andere.

Lady Ogilvie sah nicht, daß unter den Falten des Umschlagetuchs, womit sie ihr Kind zugedeckt, die feuchten Hände sich so fest in einander schlossen, daß die Spur der Nägel auf der rosigen Handfläche zurückblieb.

„Von Hugh wollen wir nicht sprechen", sagte Lady Ogilvie. „Es war allerdings für Deinen Vater und mich eine uns tief bekümmernde Enttäuschung, mein Kind, denn wir wünschten unsere Katharine glücklich zu sehen und wir hatten Hugh so gern. Wenn Du ihn aber einmal nicht lieben kannst, mein Kind, so werden wir Dich in dieser Beziehung niemals wieder behelligen. Ich bitte Dich daher, gib Dich zufrieden."

Katharina richtete sich auf und sah ihrer Mutter ins Gesicht. Noch Jahre nachher, als die gute Lady auf dem Sterbebett lag, schilderte sie diesen Blick und sagte, sie habe denselben nicht vergessen können, diesen Ausdruck der starren farblosen Lippen und der dunklen versteinerten Augen.

„Mutter", sagte Katharine, „wundere Dich nicht über mich, frage mich nicht aus, begnüge Dich mit meiner Erklärung, daß ich mich anders besonnen habe. Ich will

Hugh heirathen, sobald es ihm oder Dir beliebt. Schreibe ihm das."

Sie drückte einen Augenblick lang die Hand auf das Herz, als ob die Anstrengung des Sprechens hier einen Schmerz hervorgerufen hätte, was auch wirklich der Fall war, einen stechenden körperlichen Schmerz; aber in diesem Augenblicke fühlte sie ihn kaum. Sie setzte sich auf und ertrug den befremdeten, forschenden Blick ihrer Mutter, ohne eine Wimper zu zucken.

„Ist das wirklich Dein Ernst, Katharine?" fragte Lady Ogilvie. „Willst Du den armen Hugh, willst Du uns alle so glücklich machen? Willst Du ihn wirklich heirathen?"

„Ja", antwortete Katharine.

Lady Ogilvie that in ihrer Aufregung, was fast jede gutmüthige und etwas schwache Mutter bei einer solchen Gelegenheit zu thun pflegt, sie drückte ihre Tochter an ihr Herz und weinte laut.

Katharine wies diese Liebkosungen nicht von sich, aber sie selbst vergoß keine Thräne.

Eine leise bange Ahnung durchzuckte das Herz der Mutter.

„Meine liebe Katharine", sagte sie, „Du bist doch auch glücklich? Du thust dies doch nicht blos Deinem Vater und mir zu Gefallen? So sehr wir auch diese Heirath wünschen, so werden wir doch niemals zugeben, daß unser Kind sich opfere."

„Ich opfere mich nicht, Mutter", sagte Katharine.

„Dann liebst Du also Hugh wirklich, nicht blos auf sentimentale mädchenhafte Weise, sondern so, um mit ihm als Deinem Gatten glücklich zu sein?"

„Als meinem Gatten! Hugh, mein Gatte!“ murmelte Katharine mit bebenden Lippen, preßte dieselben aber fest zusammen.

Im nächsten Augenblick hatte sie sich wieder gefaßt.

„Mutter“, fuhr sie fort, „ich heirathe Hugh, weil ich will, und wenn ich etwas sage, so meine und thue ich es auch, das weißt Du. Ist dieser Grund hinreichend? Ich kann Dir noch ein halbes Dutzend andere anführen, wenn Du es wünschest.“

„Nein, nein, mein Kind“, entgegnete die Mutter, „ich bitte Dich, beruhige Dich. Ich bin so glücklich, daß ich nicht weiß, was ich mit mir beginnen soll.“

Und sie bewegte sich unruhig umher und die Augen gingen ihr über, während ihren Mund das zufriedenste Lächeln umspielte.

„Komm her, Mama“, sagte Katharine, indem sie den Brief aus seinem Versteck hervorzog. „Schreibe diesen Brief fertig. Sage Hugh, daß ich mir die Sache nochmals überlegt und mich anders besonnen habe. Ich will ihn heirathen, sobald er will. Nur muß es bald, sehr bald geschehen.“

„Wie sonderbar Du bist, liebes Kind! Du scheinst gar nicht so zu sein wie andere junge Mädchen.“

„Nein, das bin ich auch nicht, bin es nie gewesen. Jetzt schreibe, was ich sage.“

„Ja, das werde ich sofort und sehr gern. Aber erst sage mir noch: warum soll die Hochzeit so bald sein?“

„Weil ich mich wieder anders besinnen könnte“, sagte Katharine in bitterem Tone. „Ich habe es ja schon einmal gethan. Mein Gemüth muß ein sehr unbeständiges sein

und ich möchte mich vor demselben wahren — das ist der ganze Grund. Nun, schreibe, liebe Mutter, schreibe."

Der Brief ward geschrieben und abgesendet.

Katharinens seltsames Wesen trat nun in den Hintergrund und sie schien ruhig zu sein. So besteigt der Delinquent, der auf dem Wege zum Schaffot verzweifelnd die Hände ringt, dasselbe, sobald er es erreicht hat, mit festem, ruhigem Schritt. Solange die Vollstreckung noch fern war, erfüllte sie ihn mit Entsetzen; sie naht heran und er kann ihr ohne Furcht ins Antlitz schauen.

Lady Ogilvie blieb den ganzen Tag in der Nähe ihrer Tochter. Sie sah in Katharinens Verhalten blos die natürliche Aufregung eines jungen Mädchens in einer solchen Lage. Sie war dem Himmel dankbar dafür, daß ihr theures, vielgeliebtes Kind sich endlich entschlossen hatte, Hugh zu heirathen, einen so vortrefflichen jungen Mann, der in jeder Beziehung für sie paßte. Durch diese Heirath wurden der Titel und das Besitzthum der Familie verschmolzen, beides blieb in derselben, und Katharine brauchte Summerwood nicht zu verlassen.

Ohne Zweifel wurden die jungen Leute sehr glücklich, denn wenn Katharine auch ihren Cousin nicht im höchsten Grade liebte, so hatte sie ihn doch sehr gern, und es ist stets am besten, wenn die meiste Liebe auf seiten des Mannes ist.

So folgerte Lady Ogilvie und theilte zuweilen ihre Gedanken laut mit. Katharine aber nahm dieselben nur mit Kälte auf und bat ihre Mutter endlich, von etwas Anderem zu sprechen.

Lady Ogilvie, welche diesen Wunsch auf Rechnung

angeborener Schüchternheit und Empfindsamkeit brachte, gehorchte, wie sie überhaupt in der Regel that, und freute sich nur zu sehr, ihre Tochter den ganzen Tag an ihrer Seite zu haben.

„Du bist Deinem kleinen Zimmer ganz untreu geworden", sagte sie, „obschon ich weiß, daß es Dir dort weit besser gefällt als in diesem großen, langweiligen Salon. Komm, liebes Kind, wir wollen mit einander in das Zimmer Deines Großvaters gehen, Du wirst mir etwas vorsingen."

„Nein, nicht dorthin! nicht dorthin!" antwortete Katharine schaudernd. „In dieses Zimmer gehe ich nicht. Es ist mir verhaßt."

„Warum?" fragte die Mutter, über diese plötzlichen Grillen verwundert und befremdet.

Katharine faßte sich sofort wieder.

„Sagte ich Dir nicht, wie unbeständig ich sei? Da hast Du einen Beweis davon", entgegnete Katharine mit gezwungenem Gelächter. O wie verschieden war es von dem gedämpften, wohlklingenden, welches man sonst von ihr zu hören gewohnt war! „Ich bitte Dich, liebe Mutter", fuhr sie fort, „quäle mich nicht. Ich habe das Recht. launenhaft zu sein — meinst Du nicht auch? Laß mich versuchen, mir die Grillen durch Singen zu vertreiben."

Sie begann, wie sie oft zu thun pflegte, zu extemporiren, indem sie irgend ein Gedicht nach einer augenblicklich geschaffenen Melodie sang. Zuerst kam eine Arie, die nicht blos heiter war, sondern die Heiterkeit der Verzweiflung athmete, dann aber in eine leidenschaftliche Klage überging.

Als Katharine schwieg, war ihr Gesicht weiß wie Marmor und ebenso starr.

Sie hatte in ihrem Gesang ihre ganze Seele ausgeströmt und, in tiefes Hinbrüten versunken, die Vergangenheit heraufbeschworen. Sie hatte das halbdunkle, öde Zimmer mit Licht, Musik und heiterem Gelächter gefüllt. Neben dem alten Piano hatte sie eine lange Gestalt mit verschränkten Armen und träumerisch vorwärts geneigten Augen stehen sehen. Noch ein Augenblick, und sie mußte diese Gestalt auf immer aus ihrem Herzen, ihrer Phantasie und ihrer Erinnerung verbannen.

Dieser Gesang war der Grabgesang ihrer Jugend und ihrer Liebe. Sie klappte das Instrument zu und that einen stillen, aber feierlichen Schwur, in diesem Zimmer oder in diesem Hause nie wieder zu singen. Sie hielt diesen Schwur.

Der würdige Sir Robert Ogilvie war ein wenig erstaunt, als er den nächsten Tag nach Hause kam und fand, daß man seinen Neffen als künftigen Schwiegersohn stündlich erwartete. Er küßte seine Tochter — eine Ceremonie, die sonst nur zu Weihnacht oder Ostern, oder wenn er eine Reise antrat, stattfand — sagte ihr, wie sehr ihr Gehorsam ihn freue und sprach die Ueberzeugung aus, sie werde in ihrer Ehe außerordentlich glücklich sein.

„Freilich“, bemerkte der gesetzte Baronet, als er mit seiner Gattin allein war, „freilich hätte Katharine uns viel Unruhe und Kummer erspart, wenn sie ihr Herz gleich erst richtig verstanden hätte. Das ist aber wahrscheinlich bei den Frauen, besonders bei jungen Frauenzimmern, niemals der Fall.“

Dreizehntes Kapitel.

Es war am Vorabend des Hochzeitstages, des Tages, welcher, wie die Zeitungen zu melden pflegen, „Katharine, das einzige Kind und die Erbin Sir Robert Ogilvie's von Summerwood=Park, mit Hugh Ogilvie, Esq., einzigem Sohn des weiland Kapitän Francis Ogilvie von der königlichen Armee“, vereinigen sollte. Nie war eine Partie wünschenswerther und angemessener gewesen, dies sagten alle Klatschmäuler des Dorfes, von dem Kreise an, der sich um den warmen Herd des Hufschmieds, bis zu dem, welcher sich um den ebenso behaglichen Theetisch der Frau Doctorin zu versammeln pflegte.

Alle hatten schon längst errathen, daß es so kommen würde, und sich nur gewundert, daß die Heirath nicht schon längst vollzogen worden. Alles machte sich bereit für den nächsten Tag, denn die Vermählung sollte mit allem herkömmlichen Zubehör an grünen Zweigen, jungen weißgekleideten Mädchen, Waisenkindern u. s. w. in der Dorfkirche stattfinden.

Die Liebe besiegelt ihren Schwur am liebsten in fröhlicher Abgeschiedenheit, davon aber wollte Sir Robert,

der ein Freund von aristokratischer Ostentation war, nichts wissen.

Dies ginge nicht, sagte er, denn die Ogilvies wären von jeher öffentlich und unter Beobachtung der gebührenden Feierlichkeiten vermählt und begraben worden.

Katharine war damit einverstanden, und wenn auch das feststehende Lächeln, welches ihre Lippen jetzt fortwährend zeigten, einen tiefern und bitterern Ausdruck gewann, so bemerkte doch ihr Vater nichts davon. Sie ließ mit sich machen, was man wollte, und die gemeinschaftlichen Ordner der Angelegenheit — Lady Ogilvie, Mistreß Fred Pennythorne und Sir Robert — arrangirten alles, wie sie es mit einander besprachen.

Am Abend vor der Hochzeit saßen die beiden erstern mit der jugendlichen Braut im Ankleidezimmer der letztern. Dasselbe war mit einer Menge von Bekleidungsgegenständen besäet, und Spitzen, Seide und Atlas lagen in schöner Verwirrung durcheinander geworfen.

Die Dienerinnen dieses Altars hatten das Brautkleid anprobirt und es hing nebst Kranz und Schleier anmuthig auf der Lehne eines Stuhls.

Lady Ogilvie trocknete sich zum tausendsten Male ihre stets überfließenden Augen und erklärte, sie wisse nicht, was sie ohne Katharine anfangen solle, wenn sie dieselbe auch nur einen Monat entbehren müsse.

„Aber das wirst Du doch wohl noch lernen müssen, Tante", sagte Mistreß Pennythorne, welche jetzt, wo sie mit der ganzen Würde einer jungen Frau Trost, Ermahnungen und Rathschläge spenden konnte, ganz in ihrem Elemente war. „Was mich betrifft, so wundere ich mich, daß es

Katharine selbst recht ist, so in Summerwood zu bleiben. Ich hätte meinen Frederic nimmermehr geheirathet, wenn ich nicht dabei die Aussicht gehabt hätte, dann mein Haus für mich zu haben."

„Das glaube ich Dir", sagte Katharine in kaltem, satirischem Tone, indem sie von ihrer Arbeit aufblickte und dann fortfuhr, weiße Schleifen für einige alte Diener zu machen, welche darum gebeten hatten, diesen Schmuck aus den eigenen Händen der Braut zu bekommen.

„In der That, liebe Katharine, Du drückst Dich etwas spitzig aus; Du scheinst ganz zu vergessen, daß ich verheirathet bin", sagte Mistreß Pennythorne, den Kopf emporwerfend; „indessen man muß Dir jetzt etwas nachsehen. Wenn Du von Deiner Hochzeitsreise wieder nach Summerwood zurückkommst, wirst Du schon anders reden lernen."

„Wenn ich dahin zurückkomme", antwortete Katharine mit Betonung.

„Wenn Du dahin zurückkommst?" wiederholte Mistreß Pennythorne. „Ich glaubte, die Sache sei schon fest entschieden. Dein Vater wünscht es und Dein künftiger Gatte wünscht es ebenfalls. Ach, wenn Du erst einmal vermählt bist, dann wirst Du thun, was Hugh wünscht."

„Nein; Hugh wird thun, was ich wünsche", entgegnete Katharine stolz, und sie wußte, daß sie die Wahrheit sprach. Die demüthige, liebende Sklavin eines Mannes verwandelte sich rasch in die Tyrannin eines andern. Es ist stets so. „Frage ihn selbst, Isabelle", setzte sie hinzu, als in diesem Augenblick der Bräutigam sein freudestrahlendes Antlitz zur Thür hereinsteckte.

Hugh Ogilvie war ein schönes Exemplar von blos

körperlicher Schönheit, das Ideal eines jungen Landedelmanns, und die meisten jungen Mädchen würden ihn bei einem Wettrennen oder auf einem Gesellschaftsballe für einen leibhaften Apollo erklärt haben. Obschon in seinem Wesen etwas geradezu, war er doch nicht roh oder plump, denn wie hätte sonst Katharine ihn lieb haben können, was doch wirklich der Fall war, solange sie blos Verwandte waren. Seitdem seine Zuneigung zu ihr in das Glück sichergestellter Liebe übergegangen, hatte sein Wesen obendrein einen sanften Anstrich gewonnen, der fast an höhere Bildung grenzte. Wenn er mit Andern laut lachte und in etwas ordinären Ausdrücken plauderte, so kam er doch nie in Katharinens Gegenwart oder in den Umkreis ihres Einflusses, ohne daß sein Ton sofort sanft und gedämpft ward. Er liebte sie innig und sie wußte es, aber diese Kenntniß erweckte in ihr nur abwechselnd ein triumphirendes Gefühl der Verachtung und marternde Reue.

„Cousin Hugh, Deine schöne Braut macht schon unzweideutige Versuche, sich gegen Deine Autorität zu empören", sagte Isabelle in leichtfertigem Tone. „Sie erklärt, sie werde ihrem Gatten nicht gehorchen, und sie will auch nicht in Summerwood wohnen."

„Wie, sie wollte nicht in Summerwood wohnen?" wiederholte Lady Ogilvie, indem sie sich, das Tuch an die Augen drückend, fast erschrocken herumdrehte. „Das kann Katharine unmöglich im Ernst gesagt haben. Sie weiß, daß ihr Verlust mir das Herz brechen würde."

„Das darf nicht geschehen, Mutter, und ich hoffe, daß es auch nicht geschehen wird", antwortete Katharine ruhig;

„aber es wird gut sein, wenn ich gleich jetzt erkläre, daß ich nicht länger hier bleiben kann. Ich bin dieses langweiligen Ortes überdrüssig und Hugh muß mich anderswohin führen, wie er mir auch versprach zu thun, als ich ihm mein Wort gab. Nicht wahr, Hugh?"

„Ja, ja — aber ich glaubte — das heißt, ich hoffte —" stammelte der Bräutigam mit dem Blick getäuschter Erwartung.

„Du glaubtest, ich würde von Dir nicht erwarten, daß Du Dein Versprechen hieltest?" entgegnete Katharine. „Nun, dann sehe ich auch keine Nothwendigkeit, das meinige zu halten."

„Meine liebe Katharine, sprich nicht so!" rief Hugh in neuer Angst, während er auf sie zueilte und ihre Hand ergriff.

Sie entzog sie ihm, nicht mit kokettem, verstelltem Zorne, sondern mit stolzer Kälte, welche sie schon anzunehmen gelernt hatte. Schon begann die zarte Weiblichkeit aus ihrem Wesen zu entschwinden, und sie, die einst die Qualen der Liebe geduldet, begann solche Andern zu bereiten.

„Das ist ja ein förmlicher Zwist und noch dazu am Tage vor der Hochzeit!" rief Isabelle. „Liebe Tante, es wird am besten sein, wenn wir die jungen Leute ihren Streit allein ausmachen lassen."

Und mit diesen Worten führte Mistreß Pennythorne die immer noch weinende und willenlose Lady Ogilvie, welche jetzt mehr als je bereit war, sich von irgend Jemand überreden zu lassen, durch die offene Thür. Isabelle, die ihr neidisches Temperament noch ganz in seiner frühern Stärke besaß, hoffte fast, daß der kleine Zwist in

einen offenen Bruch übergehen und die ganze Heirath rückgängig machen werde.

Katharine sah sich mit ihrem Bräutigam allein. Sie sah, daß die Zeit, ihre Macht zu brauchen, gekommen sei, und sie gebrauchte sie. Keine Bildsäule konnte ein stolzeres, unerschütterlicheres Ansehen haben als sie, obschon nicht eine Spur von jener verächtlichen Eigenschaft weiblichen Murrsinns ihr schönes Gesicht entstellte. Sie beherrschte ihren Verlobten mit einer eisernen Ruhe, und ehe eine Minute verging, lag er ihr demüthig und bußfertig zu Füßen.

„Liebe Katharine, zürne mir nicht", sagte er. „Ich will alles thun, was Du willst, aber ich glaube, wir könnten hier recht glücklich leben."

„Ich will aber nicht in Summerwood bleiben", entgegnete sie. „Dieser Ort ist mir verhaßt. Hugh, Du versprachst, mich von hier fortzuführen. Gedenke jetzt dieses Versprechens, wenn Du mich so liebst, wie Du sagst."

Und Katharine sprach, beunruhigt durch den Gedanken an den Kampf, den sie gewinnen mußte, und durch Hugh's Sanftmuth ein wenig gerührt, in etwas weniger kaltem Tone wie zuvor.

„Wenn ich Dich so liebe, wie ich sage? Du weißt, daß dies der Fall ist", antwortete Hugh, indem er zärtlich seinen Arm um ihren Hals schlang.

Sie stieß ihn erst zurück, ließ ihn aber dann mit bitterem Lächeln gewähren. Er hatte jetzt das Recht, sie zu liebkosen.

„Katharine", fuhr er fort, „entsinnst Du Dich noch der Zeit, wo wir Kinder waren — wenigstens warst Du noch eins — und ich Dich auf meinem Arm durch die Felder zu

tragen pflegte? Erinnerst Du Dich nicht mehr der alten Zeiten, wie wir Heidelbeeren pflückten, wie ich Dein kleines Pferd führte und Dich reiten lehrte? Glaubst Du, daß ich Dich nicht schon damals liebte? Und obschon wir, als wir größer wurden, unsern verschiedenen Geschmacksrichtungen folgten und Du weit klüger und kenntnißreicher wurdest als ich, liebte ich Dich dann nicht immer noch so innig wie je, ja vielleicht noch inniger?"

„Ja, das ist wahr, mein guter, freundlicher Cousin Hugh", murmelte Katharine mit einem Gefühle des Selbstvorwurfs. Sie dachte an die glücklichen Tage der Kindheit, ehe noch jene phantastische, wonnige, furchtbare Liebe sich ihrer bemächtigte.

„Wohlan denn, Katharine, so laß uns in Summerwood bleiben", hob Hugh wieder an. „Es wird Deinem Vater und Deiner Mutter lieb sein — und auch mir, obschon ich in dieser Beziehung nicht viel sagen will, denn ich frage im Vergleich zu Dir nach mir weiter nicht. Es wäre aber doch hart, hier Jagd und Feldwirthschaft verlassen zu müssen, um sich in eine enge, schmutzige Straße von London einzusperren. Ich glaube wirklich nicht, daß ich mich dazu verstehen kann."

Katharine erhob sich von ihrem Stuhle — ihre ganze Sanftmuth war mit einem Male wieder entschwunden. Sie war entschlossen, zu herrschen, und dies war der erste Kampf. Der Sieg mußte gewonnen werden.

„Hugh Ogilvie", sagte sie in kaltem festem Tone, „ich habe Dich von Anbeginn an niemals getäuscht. Ich sagte Dir sogar, als Du wiederkamst, um — um mein Gatte zu werden" — sie sprach das Wort ohne Zittern oder Er-

röthen — „daß ich Dich nicht so liebte, wie Du mich liebst. Aber ich hatte Dich gern, ich hatte Dich schon von meiner Kindheit an gern gehabt. Ich achtete, ich liebte Dich. Ich war bereit, Dich zu heirathen, wenn Du mich wolltest. Ist das nicht alles wahr?"

„Ja, das ist es", murmelte der Bräutigam, vor ihren stolzen Augen die seinigen niederschlagend.

„Dabei aber", fuhr Katharine fort, „stellte ich die Bedingung, daß Du mich anderswohin führtest, daß Du mir die Welt zeigtest, daß ich nicht hier wie in einen Käfig gesperrt bliebe. Es quält mich — es tödtet mich. Ich muß frei werden und ich will es sein. Außerdem soll mich keine Macht der Erde überreden oder zwingen, Dich zu heirathen, wenn auch der morgende Tag zu unserer Vermählung bestimmt war."

„Bestimmt war!" wiederholte Hugh. „O Katharine, wie grausam Du bist! Sage doch lieber: bestimmt ist, denn er wird und soll es bleiben. Wir wollen leben, wo es Dir beliebt, nur verstoße mich nicht, Katharine! Ich weiß, wie wenig Dir an mir liegt; ich fühl' es, aber Du wirst mich vielleicht mit der Zeit liebgewinnen lernen, wenn Du mir nur gestattest, Dich zu lieben und Dich glücklich zu machen. Ach, das möchte ich ja so gern!"

Und der junge Mann kniete, vollständig bezwungen, während sie so dastand, nieder und umklammerte ihre Kniee, während ihm die Thränen die Wangen herabrannen.

Ein Blitz von Triumph und Schadenfreude zuckte über Katharinens Gesicht, und dann fühlte sie zum zweiten Mal einen Stich der Reue im Herzen. Sie dachte an die Verwerflichkeit, an die Lügenhaftigkeit ihres bevorstehenden

Gelübdes; sie bedachte, daß sie ein Herz, welches bei all seinen Mängeln doch von reiner Liebe zu ihr erfüllt war, grausam mit Füßen trat.

Einen Augenblick lang war sie entschlossen, ihm alles zu sagen. Eine innere Stimme mahnte sie, seine Verzeihung anzuflehen und lieber der Demüthigung einer hoffnungslosen, unerwiederten Liebe entgegenzugehen, als mit einer Lüge auf dem Gewissen in den Stand der Ehe einzutreten.

Während sie aber noch zögerte, ließ draußen Isabellens leichtfertiges, spöttisches Gelächter sich hören, und die Welt mit ihren müßigen Scherzen und ihrem verhaßten Mitleid trat wieder vor ihre Erinnerung. Ihr stolzer Geist ermannte sich. Ein einziger Kampf und die mahnende Stimme ward schwächer, der gute Engel entfloh.

„Katharine, sag', daß Du mir verzeihst!" bat Hugh. „Du sollst in diesen wie in allen andern Dingen Deinen Willen haben, dafern Du nur versuchen willst, mich zu lieben und mein holdes theures Weib zu sein."

„Ja, das will ich", antwortete Katharine.

Wenn, wie die Schrift sagt, Freude im Himmel ist über einen Sünder, welcher Buße thut, so muß auch Trauer herrschen über eine gefallene Seele.

In derselben Nacht, lange nachdem alles im Hause in Schweigen begraben war, konnte man an einem der obern Fenster in Summerwood ein Licht brennen sehen. Es brannte in Katharinens Zimmer.

Hier hielt sie zum letzten Mal ihre Nachtwache in dem kleinen Zimmer, welches in der Kindheit und während ihres Jungfrauenalters ihr stilles, abgeschlossenes Paradies gewesen.

Sie saß am Feuer, sich auf ihrem kleinen Schaukelstuhle hin und her wiegend, dessen beschwichtigende Bewegung ihr in ihren leichten vorübergehenden Anfechtungen so oft Ruhe und Fassung wiedergegeben. Neben ihr auf dem Tische stand das alte abgenutzte Schreibpult, dessen sie sich als Kind bedient und in welchem sie später ihre Schätze verwahrt hatte. Sie öffnete es und ließ diese Schätze die Musterung passiren.

Es waren deren viele und seltsame, alle aber bezogen sich in einer oder der andern Weise auf das große Geheimniß ihres Lebens. Es waren zahllose Bruchstücke von Versen oder vielmehr Reimereien.

Einige davon rührten von ihr selbst her, einige hatte sie abgeschrieben, alle aber waren für sie insofern geheiligt, als Paul Lynedon sich lobend oder erläuternd darüber ausgesprochen.

Als sie diese poetischen Erzeugnisse eins nach dem andern las, hob sich ihre Brust von krampfhaftem Schluchzen. Sie bezwang dasselbe und fuhr in ihrer Aufgabe fort.

Es waren noch andere Reliquien vorhanden, die gewöhnlichen mädchenhaften Erinnerungszeichen, ein Haufen verwelkter Blumen, die er ihr Tag für Tag gegeben und die sie alle aufbewahrt. Dann kamen einige Verse eines Liedes, von kühner männlicher Hand geschrieben. Lynedon hatte die Abschrift gefertigt, um sich die Zeit zu vertreiben, während Katharine Noten abschrieb, und dann auf den Rändern des Blattes herum ihren Namen und den seinigen gekritzelt.

Abgesondert von diesen in einem geheimen Schubfach

lag Paul's Brief, sein erster und sein einziger. Katharine riß ihn aus einander und las ihn langsam durch. Als sie damit zu Ende war, schleuderte sie ihn auf den Fußboden.

„Es war alles falsch und erlogen!" rief sie. „O arme Närrin, die ich war, arme, eitle, leichtgläubige Närrin! Doch es soll nie wieder geschehen. Ich will ihn aus meinem Herzen reißen — so! so!"

Ihr Fuß schwebte schon über dem Briefe, aber plötzlich riß sie letztern wieder vom Boden auf und drückte ihn mit wilder, stürmischer Bewegung an Mund und Herz.

Noch eine einzige Reliquie war vorhanden, die Zeichnung, welche eine so merkwürdige Aehnlichkeit mit Paul Lynedon hatte, das Portrait des Dichters Keats.

Katharine nahm den so lange bewahrten Schatz aus seinem Versteck und betrachtete ihn lange und mit unverwandtem Blick. Mit einem Male erschloß sich die Quelle ihrer Thränen und gewaltiges Schluchzen erschütterte ihren ganzen Körper.

„O Paul, Herz meines Herzens!" rief sie, „warum liebtest Du mich nicht? Gibt es wohl in der ganzen Welt ein Herz, welches Dich so angebetet haben würde wie das meinige? Ich hätte mein Leben dahingegeben, um Dich glücklich zu machen, ich würde es noch jetzt als den höchsten Segen preisen, mich nur einen Augenblick an Deine Brust lehnen zu können und Dich sagen zu hören: »Meine Katharine!« Dann wollte ich mich gern zu Deinen Füßen niederlegen und sterben. — Sterben? Soll ich sterben für einen Mann, der mich auf so grausame Weise getäuscht hat? Nein! Doch ich betrog mich selbst. Ich war eitel, wahnsinnig, blind! Was war ich, daß ich ihn zu gewinnen

gedachte? Paul — Paul Lynedon, wie darf ich mich wundern, daß Du mich nicht liebtest? Ich war Deiner nicht würdig, o nein, ich war Deiner nicht würdig. Mir bleibt nichts übrig, als zu sterben!"

Unter diesen Anwandlungen von Verzweiflung, Zorn und Liebe verging die Nacht.

Für das unglückliche Mädchen schien sie eine Ewigkeit zu sein.

Endlich versank Katharine gänzlich erschöpft in todtenähnliche Ruhe. Sie saß regungslos, die Arme auf dem kleinen Pulte verschränkt und ihre Wange auf den traurigen Reliquien des Traums eines Lebens ruhend.

Plötzlich hörte sie das Gezwitscher eines Vogels und sah ihre Lampe vor dem anbrechenden Tage erbleichen. Sie erhob sich, sammelte ihre Schätze, legte sie feierlich einen nach dem andern auf die glühende Asche des ersterbenden Feuers und sah zu, bis alle verzehrt waren.

Den nächstfolgenden Tag oder vielmehr denselben Tag, denn der Morgen dämmerte ja schon, ward Katharine Ogilvie vermählt.

Vierzehntes Kapitel.

Wir stehen im Begriff, alle dramatische Einheit des Ortes zu durchbrechen und unsere Leser in ein ganz anderes Land zu führen. Wir verlegen demgemäß den Schauplatz auf den Continent, nach Italien, nach Florenz.

Der Leser braucht aber bei diesem Namen nicht zu schaudern und zu erwarten, daß wir ihm langathmige, aus Reisehandbüchern entlehnte Schilderungen vorführen werden. Wir werden vielmehr aus verschiedenen vortrefflichen Gründen alle Landschaftsmalerei meiden.

Es gibt, wie wir gehört haben — denn die Wahrheit verbietet uns, ohne diesen Zusatz zu sprechen — in Florenz einen angenehmen freien Platz, welcher der gewöhnliche Sammelplatz für Müßiggänger, reiche und arme, einheimische und fremde ist, denn er enthält einen Markt, ein alterthümliches merkwürdiges Gebäude mit dem nicht unangemessenen Namen des Palazzo Vecchio und das Postamt.

Dieses letztere ist natürlich das fortwährende Ziel von Fremden, welche begierig sind, ihre kostbaren Erinnerungen

an die Heimat der wohlbekannten Nachlässigkeit italienischer Offizianten zu entreißen.

Daher kommt es, daß man beinahe alle hier wohnenden oder auch nur auf einige Zeit sich hier aufhaltenden Engländer zu verschiedenen Zeiten um diesen Platz herumschlendern sieht.

Es war an einem Wintertage, als zwei Damen, von denen die eine ältere sich auf den Arm ihrer jüngern Begleiterin stützte, langsam hier vorüberwandelten. Unter dem dichten schwarzen Hut und Schleier der längern zeigten sich die scharf markirten regelmäßigen Züge Mistreß Breynton's.

Sie sah vielleicht jetzt ein wenig älter und ein wenig runzliger aus, aber dennoch war sie noch dieselbe Mistreß Breynton, die Wittwe des Dekans, mit ihrer langen geraden Gestalt und ihren kanonisch wallenden schwarzen Gewändern.

Das junge Mädchen, auf dessen Arm sie sich stützte, war, wie wir kaum zu erwähnen brauchen, Eleanor Ogilvie.

Theure Eleanor, Du Vielgeprüfte und dennoch Glückliche, weil Du liebst und geliebt wirst, laß uns noch einmal die schlanke, gebeugte Gestalt, gleich der Weide am Bache, die bleiche, klare Stirn, die sanften ruhigen Augen betrachten!

Doch alle Beiworte und Vergleiche sind unzulänglich. Sie ist eins von den Wesen, welche man nicht einmal wünscht zu beschreiben, sondern blos anzusehen und dabei fortwährend leise zu murmeln: „Ich liebe Dich! ich liebe Dich!"

Und wo Liebe ist, da muß auch Schönheit sein, die

vielleicht um so unwiderstehlicher ist, als wir nicht genau sagen können, in welchem Zuge oder in welcher Geberde sie liegt.

Ueber gleichmüthige Naturen geht die Zeit leicht dahin. Auch in Bezug auf Eleanor Ogilvie war dies der Fall gewesen. Ihr Gemüth und ihr Charakter waren beinahe schon gereift, als wir sie zuerst sahen, und einige wenige Jahre machen keinen großen Unterschied. Vielleicht war die schöne Wange etwas weniger rund und das Auge inniger und gedankenvoller, besonders jetzt, wo eine ungewöhnlich schwere Sorge auf ihrem sanften Gemüth lastete. Dennoch aber ward in diesem keine Disharmonie und kein äußeres Zeichen von Ungeduld oder Unmuth hervorgerufen. Einem so reinen Herzen erscheint selbst der Kummer als ein verschleierter Engel.

„Wie kalt es ist, Eleanor!" sagte Mistreß Breynton, als der dann und wann eintretende Ostwind, welcher einen lombardischen Winter fast einem nordischen ähnlich macht, um den Thurm des Palazzo Vecchio herum fegte. „Ich kann mich nicht überzeugen, daß mir die Reise nach Italien etwas genützt hat. In unserer Heimatsstadt war es viel wärmer."

Während sie dies sagte, konnte man bemerken, daß die frühere langsame Bestimmtheit ihres Tons einem scharfen, zänkischen Ausdruck gewichen war, welcher wie aus langer Gewohnheit die beschwichtigende Antwort zu verlangen schien, die auch in der That nie ausblieb.

„Es ist allerdings sehr kalt, aber dieser Wind stellt sich blos dann und wann ein", entgegnete Eleanor. „Wir können überzeugt sein, daß Doctor Bland ganz recht

hatte, als er Ihnen rieth, nach dem Süden zu gehen, und ich glaube, Ihr Husten hat sich schon bedeutend gebessert."

„Wirklich?" sagte die Kranke und fing, um diesen Ausspruch zu widerlegen, an recht heftig zu husten. „Nein, nein, ich werde am Asthma sterben, das weiß ich, wie mein Vater und mein Großonkel Sir Philipp Wychnor."

Hier machte sich eine kleine Bewegung des Arms bemerkbar, auf welchen sich die alte Dame stützte. Ihre Stirn umwölkte sich und die schmalen Lippen, welche unwillkürlich diesen selten ausgesprochenen Namen genannt hatten, preßten sich zornig zusammen. Sie sah ihre Begleiterin nicht an, sondern ging schweigend weiter.

Auch Eleanor sprach nicht, ihr Haupt senkte sich aber noch ein wenig tiefer, und die feuchte Wimper und zitternde Lippe hätten sagen können, mit welcher stillen Duldung und Selbstüberwindung Philipp's Verlobte ihr ihm gegebenes Versprechen gehalten hatte. Sie war in der That und Wahrheit wie eine Tochter dieser strengen, finstern Frau, welche früher einmal gegen ihren Geliebten freundlich und gütig gewesen.

Es bestand ein seltsames Band zwischen den Beiden, welches aus vielen widerstreitenden Elementen zusammengesetzt war. Auf der einen Seite bewog eben der Zorn der alten Dame gegen ihren Neffen ihr Herz, sich mit einem gewissen Mitleid dem jungen Mädchen anzuschließen, an welchem er, wie sie glaubte, unrecht gehandelt, während andererseits Eleanor zuweilen selbst das ihrem Geliebten noch jetzt zugefügte Unrecht vergaß, wenn sie bedachte, daß Mistreß Breynton Philipp's nahe Verwandte war und

früher einmal, soweit dies ihr kaltes Gemüth zuließ, Mutterstelle an ihm vertreten hatte.

In der Asche dieser alten Zuneigung schlummerte immer noch ein gewisser Grad von Wärme.

Eleanor sah dies oft, selbst in dem plötzlichen Unmuth, der durch eine zufällige Erinnerung an Philipp's Kindheit erweckt ward, und Tag für Tag drehten alle ihre Gedanken sich um die Aufgabe, diese frühere Zuneigung wieder zu beleben.

So verfolgte sie schweigend und langsam das gesegnete Werk des Friedensstifters.

Sie näherten sich dem Postamt, wo wie gewöhnlich eine Anzahl Leute dicht gedrängt beisammen standen und begierig nach Briefen fragten und langten.

Es wäre dies für einen Psychologen oder einen Beobachter der menschlichen Natur ein ergötzliches Schauspiel gewesen, die beiden englischen Damen aber waren mit sich selbst viel zu sehr beschäftigt, als daß sie auf ihre Umgebung Acht gegeben hätten. Sie versuchten sich einen Weg durch das Gedränge zu bahnen, welches, so unbedeutend es auch war, doch die pünktliche, ordnungsliebende Mistreß Breynton außerordentlich incommodirte.

„Wir wollen uns hinter diesem Herrn halten, der wahrscheinlich auch auf die englischen Briefe wartet“, flüsterte Eleanor, indem sie auf eine in einen Mantel gehüllte lange Persönlichkeit blickte, welche vor ihnen stand.

So leise sie auch sprach, so schien der Herr im Mantel es doch gehört zu haben, denn er drehte sich rasch herum, und Eleanor erkannte Paul Lynedon. Sie hatte ihn auf ihren Spaziergängen in und um Florenz schon mehr als

einmal gesehen, wenigstens hatte sie geglaubt, er sei es. Er hatte aber niemals den Wunsch nach einer Wiedererkennung auch nur angedeutet. Jetzt war es schwierig, eine solche zu vermeiden.

Ihre Augen begegneten sich. Eleanor erröthete und Paul Lynedon runzelte ein wenig die Stirn, im nächsten Augenblick aber verneigte er sich mit ungezwungener Anmuth und einem höflichen Lächeln, welches jeden beunruhigenden Gedanken an den abgewiesenen Anbeter sofort aus Eleanor's Gemüth verbannte.

Sie bot ihm freundlich und freimüthig die Hand und er reichte ihr ebenso die seinige. Es war in seinem Gesicht keine Aufregung, kein Schmerz sichtbar, denn es lebte davon nichts in seinem Herzen.

Ein wenig Verdruß oder Aerger empfand er vielleicht, als er auf diese Weise an die Zeit erinnert ward, wo er sich „so lächerlich gemacht", aber dabei war er viel zu höflich und zu stolz, um dies durch Wort oder Geberde zu verrathen.

Paul Lynedon überschüttete Mistreß Breynton förmlich mit den Kundgebungen großer Freude, zwei „schönen Landsmänninen" zu begegnen. Er war noch angenehm wie früher, dabei aber besaßen seine Manieren weniger von dem anmuthigen Zauber, der aus einem freundlichen Herzen entspringt, sondern mehr von jenem äußern Empressement, welches sehr oft an Verstellung streift. Es war augenscheinlich, daß er ein vollständiger Weltmann geworden war.

Er verschaffte ihnen mit leichter Mühe ihre Briefe.

Es waren mehrere für Mistreß Breynton und zwei für Eleanor.

Hugh's große nachlässige Handschrift kennzeichnete einen der letztern. Eleanor öffnete ihn und ward durch die Nachricht, die er enthielt, freudig überrascht. Es war die Meldung von der nächstens bevorstehenden Vermählung ihres Bruders mit ihrer Cousine. Mit schwesterlichem Frohlocken verkündete sie diese Nachricht sofort laut.

„Wie freue ich mich!" rief sie; „wie habe ich dies stets herbeigewünscht! Der gute Hugh! die liebe Katharine! Sie besinnen sich wohl noch auf Katharine, Mr. Lynedon?" setzte sie fragend hinzu.

Mr. Lynedon erklärte, er entsinne sich ihrer noch recht wohl, wie Jeder sich eines so liebenswürdigen Wesens erinnern müsse, und er freue sich, zu hören, daß sie heirathe.

Dies war nicht streng der Wahrheit gemäß, denn wenn Paul das Register der schönen Damen überflog, welche ihn mit günstigem Auge betrachtet hatten, so pflegte er unwillkürlich auch Katharine Ogilvie mit zu dieser Zahl zu rechnen. Sie war allerdings damals noch ein pures Kind gewesen, aber sie konnte zu einer Schönheit herangewachsen sein, und wenn dies der Fall war und sie einander wieder begegneten, so mußte die Erneuerung seiner flüchtigen Liebelei mit ihr ganz amüsant sein.

Als er daher von ihrer Vermählung hörte, empfand er ein unbehagliches Gefühl, wie dies bei ihm gewöhnlich der Fall war, wenn er die Verheirathung einer jungen Dame erfuhr, welche an ihm Gefallen zu finden geschienen. Es schien darin die Andeutung zu liegen, daß Paul Lynedon nicht der einzige anziehende Mann in der Welt sei.

Als Eleanor zufällig einmal den Handschuh auszog und er bei dieser Gelegenheit die Ueberzeugung gewann, daß noch kein Trauring ihre Finger schmückte, bemerkte er dies mit angenehm berührter Eitelkeit. Obschon er sie jetzt nicht mehr liebte und sich sogar wunderte, wie dies jemals der Fall hatte sein können, so empfand er doch einen gewissen Grad von Genugthuung darüber, daß noch kein anderer Mann die Beute erobert hatte, nach welcher er getrachtet zu haben sich jetzt schämte. Wie hatte doch der Rost eitlen egoistischen Weltsinns Lynedon's Seele überzogen!

„Die Vermählung muß nun schon vollzogen sein", bemerkte Eleanor, indem sie wieder in den Brief blickte; „ich glaube, Hugh schreibt, sie solle sehr bald stattfinden — ganz recht, den 27."

„Das wäre also morgen", sagte Lynedon. „Erlauben Sie mir dann, Ihnen schon heute meine wärmsten Gratulationen darzubringen und dem glücklichen Paare alles Wohlergehen zu wünschen."

Eleanor dankte ihm und ihr Herz lag in ihren Augen.

Paul Lynedon verabschiedete sich dann und verschwand unter einer Gruppe florentinischer Damen. Es war an diesem Abend in Florenz ein Ball, auf welchem Niemand eine glänzendere Rolle spielte oder mehr bewundert ward als der junge Engländer. Er lächelte, während er der Nennung seines Namens lauschte, der gebrochen und kokett von mancher schönen Italienerin gemurmelt ward. Er hörte nicht aus weiter Ferne das angstvolle Stöhnen eines gebrochenen Herzens, welches in einsamer Verzweiflung denselben Namen schluchzte. O Leben, wie blind tasten wir unter deinen Geheimnissen umher!

Mistreß Breynton gab den geeigneten Grad von Vergnügen durch einige steifförmliche Glückwünsche zu erkennen; sie kannte aber Hugh nur wenig und ihr Interesse an ihm war noch geringer, denn der Umkreis der Sympathien der guten Frau war nie ein sehr weiter gewesen.

Ueberdies hielt sie es für sehr unanständig, Briefe auf offener Straße zu lesen, und bewahrte die ihrigen sorgfältig zur ruhigen Lectüre in ihrer Wohnung.

Als sie diese erreichte, ließ sie sich indessen doch herab, Hugh's Brief sehen zu wollen.

Eleanor reichte ihr ihn, ehe sie noch selbst den langen, verworrenen Erguß der Herzensfreude eines Liebenden vollständig durchgelesen hatte.

Die bejahrten Augen schienen langsam den Inhalt zu durchwandern, ohne daß ihr Ausdruck sich nur ein einziges Mal geändert hätte.

Eleanor beobachtete das unbewegliche Gesicht und wunderte sich. Eine Liebesgeschichte irgend welcher Art wird mit dreiundzwanzig Jahren ganz anders betrachtet als mit dreiundsechzig.

Als aber Mistreß Breynton allmälig bis zur Nachschrift kam, veränderte sich ihr Gesicht, ward bleich und verdüsterte sich dann. Sie faltete hastig den Brief wieder zusammen, legte ihn auf den Tisch, raffte ihr eigenes Briefpacket auf und verließ das Zimmer.

Eleanor ergriff Hugh's Brief nochmals und las:

„Cousine Bella ward kürzlich mit Frederic Pennythorne vermählt. Dabei fällt mir ein, daß in Folge dieser Heirath unser oder vielmehr Dein alter Freund Philipp Wychnor wieder zum Vorschein gekommen ist. Die Penny-

thornes kennen ihn, und Katharine traf ihn bei einer großen literarischen Soirée. Nach Dir hat er sich erkundigt, von Mistreß Breynton aber nichts erwähnt. Ist denn zwischen ihm und der alten Tante etwas vorgefallen? Er wird als Schriftsteller allmälig berühmt, und man erklärt ihn für ein Genie, wie Katharine sagt, und diese muß es wissen, da sie selbst sehr geistreich ist" u. s. w.

Und der glückliche Bräutigam kam nun natürlich wieder auf das Lob seiner Braut zurück.

Eleanor blieb stehen, wo sie stand, und fühlte sich von vielen widerstreitenden Gefühlen bestürmt. Es war jetzt lange her, seitdem sie von Philipp nichts wieder gehört, obschon sie selbst regelmäßig geschrieben hatte. Anfangs berührte dieses plötzliche Schweigen sie schmerzlich; aller mädchenhaften Empfindlichkeit Schweigen gebietend, hatte sie mehr als einen Brief abgesendet und nach dem Grund gefragt, aber keine Antwort darauf erhalten. Sie fühlte nun nicht Zweifel an seiner Treue, aber Sorge um seine Gesundheit, bis diese Befürchtung dadurch gehoben ward, daß sie seinen Namen fortwährend in Journalen und dergleichen erwähnt fand und endlich sogar sein erstes im Druck erschienenes Buch unter von seiner eigenen Hand geschriebener Adresse zugesendet erhielt.

Sie wunderte sich, daß selbst auf ihren freudigen Dank für diese Zusendung keine Antwort erfolgte. Dennoch aber baute sie immer noch fest auf ihn. Eher hätte sie an der ganzen Welt gezweifelt als an Philipp's Treue.

Wahrheitsliebend und offen wie sie war, hatte Eleanor niemals gesucht, ihren Briefwechsel mit ihrem Verlobten zu einem heimlichen zu machen. Zwischen ihr und Mistreß

Breynton herrschte vollkommenes Schweigen über diesen Gegenstand, ohne daß man denselben zu erklären oder zu verbergen gesucht hätte.

Einen Monat nach dem andern waren dem Postbeutel des Palastes diese kostbaren Liebesbotschaften von einem treuen Herzen an das andere anvertraut worden. Eleanor dachte daher nicht im entferntesten an Unterschlagung oder dergleichen. Sie verschmähte es, einen so unwürdigen Verdacht gegen Philipp's Tante zu hegen.

Dennoch aber bedurfte sie ihres ganzen Muthes und ihrer ganzen Liebe, um diese Ungewißheit zu ertragen. Selbst jetzt, während sie sich über diese guten Nachrichten von ihm freute, fühlte ihr weiches Herz sich schmerzlich berührt, daß Philipp nicht selbst der erste gewesen war, der ihr dies mitgetheilt.

Sie trocknete einige sich gewaltsam hervordrängende Thränen und beschloß, ihm auch noch ferner zu vertrauen, bis die nahe bevorstehende Beendigung dieser italienischen Reise sie in den Stand setzen würde, Summerwood zu besuchen, wo dann leicht ein glücklicher Zufall sie mit ihrem Verlobten zusammenführen konnte. Dann öffnete sie mechanisch den zweiten Brief, den sie über dem Hugh's fast ganz vergessen hatte.

Sie fand darin die Meldung, daß der Subdekan Sedley, der unermüdliche Triktrakspieler, gestorben war und sie, Eleanor Ogilvie, zur alleinigen Erbin seines kleinen Vermögens eingesetzt hatte.

Fünfzehntes Kapitel.

Mistreß Breynton stand in dem Rufe, eine Frau von starkem Geiste zu sein, aber Niemand würde das gedacht haben, wenn er sie gesehen hätte, als sie, nachdem sie Eleanor verlassen, sich auf ihr Zimmer begab, wo sie rastlos auf und ab wanderte, während ihr ganzes Gesicht den Sturm verrieth, der in ihrem Innern tobte.

Gleichgültig blickte sie auf die Briefe, welche sie noch in der Hand hielt, und warf sie dann wieder hin.

Eben begann sie wieder ruhig zu werden, als ihr ein zweites Packet im Auftrage Mr. Lynedon's gebracht ward, der ihr melden ließ, er schätze sich glücklich, das beifolgende Packet vor dem längern Liegenbleiben auf der Post bewahrt zu haben.

Mistreß Breynton ließ höflichst danken, setzte ihr Brille auf und schickte sich an, die zweite Auflage ihrer Correspondenz zu lesen.

Der erste Brief war augenscheinlich interessant, wie dies auch nicht wohl anders sein konnte, denn er sah wie das Facsimile der Epistel des Advocaten, welcher Eleanor von ihrer unverhofften Erbschaft in Kenntniß gesetzt hatte.

Mistreß Breynton erhob sich schon, um ihre junge Freundin zu rufen, als ihr der zweite Brief ins Auge fiel.

Er war an Miß Ogilvie adressirt, dennoch aber nahm sie ihn in die Hand und betrachtete aufmerksam die Handschrift.

Sie glich der so manches Schulknabenbriefes, der zu Johannis oder Weihnachten bei ihr eingelaufen und den sie — nicht ohne Vergnügen — von dem mit Schnörkeln verzierten „Liebe Tante" an bis zu dem kleinen kritzlichen Schlusse „Dein gehorsamer Dich liebender Neffe" entziffert hatte. Noch ähnlicher war die Hand dem nachlässigen Studentengeschreibsel, welches sie allwöchentlich von allerhand Vorgängen in Oxford in Kenntniß gesetzt, und zwar in einem freimüthigen, ungezwungenen Stile, dessen Mangel an der gebührenden Form zuweilen eine ernste Zurechtweisung zur Folge gehabt hatte.

Während sie den Brief gegen das Licht hielt, zitterten ihre Finger, obschon ihre Stirn zornig gerunzelt war.

Dann betrachtete sie das Siegel, ein ziemlich auffallendes. Es war ihr eigenes Geschenk — sie entsann sich desselben recht wohl — mit dem Wappen der Wychnors und einem Kreuz darunter. Wie viel Mühe hatte sie sich damals gegeben, um es noch zeitig genug zu seinem Geburtstag gravirt zu erhalten! Wie konnte er jetzt wagen, daran zu denken und es in Gebrauch zu nehmen!

Mistreß Breynton war niemals Mutter gewesen. Kein Kind hatte je an ihrer Brust geruht und sich an ihr Herz geschmiegt, um alle Kälte und Härte daraus hinwegzuscheuchen. Sie hatte sich ohne Liebe vermählt und war durch das Leben gewandelt, ohne ein einziges Mal eine

starke Neigung zu empfinden. Das wärmste Gefühl ihres Herzens war vielleicht das gewesen, welches sie als Mädchen an ihren einzigen Bruder gefesselt hatte.

Als dieses Band gelöst war, ward ihr Gemüth kalt und theilnahmlos, bis der kleine Philipp kam — ein gemildertes Bild der Vergangenheit, ein unklares Interesse für die Zukunft.

Jedes in ihrem wie von einer Eisrinde umschlossenen Herzen noch lebende weibliche Gefühl sammelte sich um das Kind ihres todten Bruders, und mit diesen neuen Neigungen zugleich entstand in ihr der aus ihrem eisernen Willen und ihren unbeugsamen Vorurtheilen hervorgehende Entschluß, den Sohn das noch unverziehene Vergehen des Vaters, der dem Dienst des Heiligthums untreu geworden, welcher einen Theil des Familienerbes ausmachte, wieder gutmachen zu lassen.

Die Bigoterie der Frauen ist die eingefleischteste von allen. Die Scheiterhaufen, welche Maria Tudor in Smithfield errichten ließ, waren zehnmal zahlreicher als die des königlichen Frauenmörders, der sie Tochter nannte. Hätte Mistreß Breynton zu jener Zeit gelebt, so würde sie mit Frohlocken jeden Ketzer in Asche verwandelt gesehen haben.

Als sie sich daher bemühte, ihren Neffen zu zwingen, sich dem Dienst der Kirche zu widmen, geschah es in der festen Ueberzeugung, daß sie es in der besten Absicht für sein zeitliches wie für sein ewiges Wohl thäte.

Sie liebte ihn, wie ein Gemüth wie das ihrige lieben konnte. Sie wünschte sein Wohlergehen, aber dann mußte alles Gute ihm auf *einem* Wege zukommen — dem, welchen *sie* vorgezeichnet hatte. Theils durch Verlockungen,

theils durch Anstachelung hatte sie ihn vermocht, diese Bahn zu betreten. Es war eine zwiefache Sühne, die sie auf diese Weise beabsichtigte — eine dem Altare der Kirche, die andere durch Philipp's Vermählung mit Eleanor dem Andenken deren verlassener Mutter.

Als die Gewissensskrupel des jungen Mannes diesen großen Plan ihres Lebens vereitelten, war Mistreß Breynton anfangs wie gelähmt. Daß Philipp es wagte, sich ihr zu widersetzen, daß er die Kühnheit hatte, an jenen kirchlichen Geheimnissen zu zweifeln, außerhalb deren Bereichs nach ihrer Meinung alles Sünde und Finsterniß war — dies war für sie ein schwererer Schlag als selbst die Missethaten seines Vaters.

Sie war von Entsetzen und Entrüstung so überwältigt, daß sie noch lange nachher, wie die Bigoterie zu thun pflegt, den Sünder mit der Sünde vermengte und endlich den Neffen, der früher ihr Stolz gewesen, förmlich haßte.

Als aber dieser erste Sturm des Zorns vorüber war, begann sie sich gegen den Verlorenen milder gestimmt zu fühlen, und mit einem seltsamen Gemisch von Zuneigung, Hartnäckigkeit des Willens und jenem unbeugsamen Vorurtheil, welches ihrem beschränkten Blicke der echte Geist der Religion zu sein schien, beschloß sie, wenn nicht mit Güte, dann mit Gewalt ihren Neffen in die Bahn zurückzuführen, welche sie für ihn bestimmt hatte.

Lange dachte sie über das beste Mittel zur Durchführung ihres Willens nach, und so erbittert sie auch gegen Philipp war, so dauerte es doch einige Zeit, ehe sie ihren Stolz und ihr Gewissen vermögen konnte, etwas zu thun, was den reuigen verlorenen Sohn, wie sie glaubte, zur

Verzweiflung treiben und endlich wieder nach Hause führen mußte.

Als sie indessen in ihrer Blindheit völlig darüber einig geworden war, daß der Zweck die Mittel heilige, begann sie die Ausführung des Plans, der sich ihr als der beste darstellte.

Philipp und Eleanor empfingen keine Briefe mehr von einander. Alle wurden in Mistreß Breynton's Zimmer aufgefangen und den Flammen übergeben. Sie öffnete oder las keinen einzigen, denn während sie sich einredete, daß sie eine harte Pflicht erfülle, würde sie es doch verschmäht haben, eine gemeine Neugier zu befriedigen. Sie konnte in ihrer Selbsttäuschung ein großes Verbrechen begehen, aber sich nimmermehr zu einer Gemeinheit erniedrigen.

Ungerührt sah sie Eleanor's Wange vor Sorge und Unruhe bleich werden, denn sie war überzeugt, daß sie nur für das künftige Glück des Mädchens thätig sei, daß der Liebende durch dieses Verfahren werde zur Besinnung gebracht und zu seiner Verlobten zurückgeführt werden. Befand er sich einmal wieder unter ihrem Dache — und Mistreß Breynton wünschte mit wirklich krankhafter Sehnsucht ihn wieder bei sich zu haben— so bezweifelte sie nicht, daß ihrem Einfluß auf ihn das Weitere gelingen werde. Ganz gewiß ging er ihr dann nicht wieder verloren.

Es wäre für alle, welche mit Fug und Recht an die Vervollkommnungsfähigkeit der menschlichen Natur glauben, ein interessantes Studium, zu erörtern, wie oft dem schwärzesten Verbrechen ein Motiv zu Grunde liegt, welches, obschon zum Bösen verkehrt, doch seinen Ursprung im Guten hatte.

So war es auch mit dieser Frau. Sie sah den Brief

an und überlegte die Nachricht, welche in Bezug auf Philipp zu ihrer Kenntniß gekommen war.

Es hatte sie gereizt und beunruhigt, von dem Erfolg ihres Neffen zu hören. Sie fürchtete, ihre eigene Macht über ihn würde sich mindern, wenn er sich auf eigene Faust emporarbeitete.

Entrüstet knitterte sie den Brief in der Hand zusammen und das Siegel brach! Ohne diesen Zufall hätte sie vielleicht dem Wunsche widerstanden, welcher sie trieb, den Betrug noch weiter zu treiben, um zu einer klaren Kenntniß von Philipp's Beweggründen und Absichten zu gelangen und sich mit den ihrigen darnach richten zu können.

Einen Augenblick lang war sie unentschlossen, dann aber trug der verbrecherische Wunsch den Sieg davon.

Sie öffnete den Brief. Er schien an verschiedenen Tagen geschrieben zu sein und das erste Datum war schon viele Wochen alt.

„Eleanor", begann der Brief, und die Handschrift, die oft verräth, was es den Worten gelingt zu verhehlen, war unsicher und unleserlich, „Du sagtest einst an einem schönen Frühlingsmorgen — weißt Du noch, als wir mit einander am Fenster standen und auf den Rasenplatz vor dem Palast hinabschauten, Deine Hand ruhte auf meiner Schulter und mein Arm hielt Dich umschlungen, wie er damals das Recht hatte zu thun — Du sagtest, wir dürften keine Geheimnisse vor einander haben und nie auch nur den leisesten Schatten zwischen uns treten lassen.

Dies ist auch bis jetzt nicht der Fall gewesen. Eleanor, Theuerste, noch Theuerste, soll ich Dir sagen, was mich beunruhigt? Ein Zweifel, ein müßiger, vielleicht ungegründeter

Zweifel, der mich gleichwohl niederdrückt. Gestern Abend hörte ich zufällig einige Worte, welche ohne Dein langes Schweigen und Deine Abreise von England mir nur ein Lächeln entlockt haben würden. Du bist fortgegangen, wie ich höre, und zwar ohne mich davon in Kenntniß zu setzen. War das recht, meine Eleanor? Indessen, es kann ein Grund dazu vorhanden gewesen sein. Meine Tante — doch von ihr will ich nicht sprechen. Laß mich sofort auf jenes müßige Gerücht kommen. Die Leute sagen, obschon ich es nicht glaube, daß vor drei Jahren — es muß dies zu derselben Zeit, der gesegneten Frühlingszeit, gewesen sein, wo ich Dir zuerst sagte, wie mir Deine Liebe theurer als alles Andere sei — ein Anderer dasselbe gethan hat.

Kurz, man erzählt, ein gewisser Mr. Paul Lynedon, den Du in Summerwood kennen gelernt, habe sich damals um Deine Hand beworben. Warum hast Du mir von diesem Bekannten, denn etwas Weiteres war er natürlich nicht, niemals etwas gesagt? Du, meine Eleanor, meine reine, treue, wahre Eleanor, kannst mich nicht getäuscht haben, als Du gestandest, daß ich, so wie ich bin, wenn auch in äußern Eigenschaften Vielen und ohne Zweifel, wenn das Gerücht die Wahrheit spricht, auch diesem Paul Lynedon nachstehend, Dir theurer sei als die ganze Welt.

Wie viel Worte ich doch gemacht habe, um Dir diese thörichte Geschichte mitzutheilen! Laß mich sofort zu Ende kommen. Wohlan denn, man sagt, dieser selbe Lynedon sei jetzt bei Dir in Florenz; dies wenigstens ist Thatsache. Was das Uebrige betrifft — o mein gütiges und treues Herz, vergib mir, aber ich bin aufgeregt und unruhig. Schreibe mir, wenn auch nur eine Zeile. Nicht als ob ich an Dir

zweifelte, das glaube nicht, aber dennoch. — Indessen, ich muß warten, denn ich muß erst auf irgend eine Weise Deine Adresse auskundschaften, ehe ich Dir diesen Brief schicken kann."

Unter einem spätern Datum fuhr der Brief fort:

„Du weißt nicht, welche Qualen mir Dein Schweigen bereitet, Eleanor. Ich habe Hugh, Deinen Bruder, gesehen, der einmal auch der meine werden soll. Sein gleichgültiger Gruß schmerzte mich. Es war vielleicht gut, daß wir unser Verhältniß so geheim gehalten haben, aber dennoch ist es auch sehr demüthigend. Hugh sprach zufällig von dem Besuche, den Ihr vor längerer Zeit in Summerwood gemacht, und auch von Paul Lynedon, dessen Namen er scherzend mit dem Deinen in Verbindung brachte. Er sprach blos wenige Worte, denn seine Gedanken waren zu sehr mit seiner bevorstehenden Vermählung beschäftigt. Du bist natürlich davon bereits unterrichtet, nicht wahr, Eleanor? Diese wenigen Worte schnitten mir aber ins Herz. Und ich muß immer noch warten, denn Hugh hat Deine Adresse verloren. Nein, ich kann nicht warten, die Qual ist zu groß. Ich muß nach L. reisen.

L. 20. März.

Du siehst, daß ich hier bin, an dem mir so geheiligten Orte, doch daran wage ich jetzt nicht zu denken. Eleanor, ich habe erfahren — glaube mir, es geschah rein zufällig und nicht durch voreiliges Ausspioniren Deiner Angelegenheiten — ich habe erfahren, daß jene Geschichte nicht ganz unwahr, daß Paul Lynedon hier gewesen ist, bei Dir. Und dennoch hast Du mir nie etwas davon gesagt! Was soll ich denken? Es schwebt eine Wolke vor mir. Ich sehe zwei Bilder,

Eleanor, die Eleanor von früher, treu, wahrhaft, liebend, welcher ich vertraue und der ich so gern noch vertrauen möchte, und die andere Eleanor, um deren Hand Lynedon sich heimlich beworben, die Erbin des Dekans Sedley — Du siehst, daß ich auch dies weiß. Du hättest mir diesen Glücksfall nicht zu verschweigen gebraucht, aber dennoch ist dies nichts im Vergleich mit dem andern Schmerz. Ich versuche ruhig zu schreiben, aber wenn Du wüßtest! Doch ich will ausruhen bis morgen.

* * *

Ich glaube, der Wahnsinn, die Qual ist nun vorüber. Den ganzen Tag, fast die ganze Nacht bin ich unsere alten Spaziergänge gewandelt, am Fluß und im Schatten der Kathedrale, in Deinen Fußtapfen, Eleanor, wie mir vorkam. Ich kann Dir nun schreiben und sagen, was ich zu sagen habe, ruhig und zärtlich, wie es einem Manne geziemt, gegen welchen Du stets gut und freundlich gewesen bist. Eleanor, wenn Du diesen Mann liebst und er Dich liebt — er kann ja kaum anders — dann laß ja kein früher mir gegebenes Versprechen hindernd zwischen Euch Beiden stehen. Mr. Lynedon ist, wie ich höre, Deiner nicht unwürdig, er ist gebildet, reich und in jeder Beziehung geeignet, ein Frauenherz zu erobern. Wenn er das Deinige gewonnen hat, so habe ich kein Recht, zu murren. Vielleicht sollte ich mich eher freuen, daß Du auf diese Weise der Gefahr entrissen wirst, die Kämpfe und die Armuth zu theilen, welche noch viele Jahre mein Loos sein müssen, ja die mir vielleicht mein ganzes Leben beschieden sind. Sei glücklich; ich kann alles dulden, und mit der Zeit wird auch der Frieden wieder in mein Gemüth einziehen.

Eleanor, meine Eleanor, laß mich diese Worte noch einmal, blos noch ein einziges Mal schreiben — Gott segne Dich! Nur er weiß, wie innig ich Dich geliebt habe, wie innig ich Dich noch liebe! Diese Liebe kann Dir aber jetzt nur noch Schmerz bereiten, deshalb will ich sie nicht weiter aussprechen.

Noch ein einziges Wort. Wenn diese ganze Geschichte erlogen ist, obschon ich nicht wage, dies zu denken, dann, Eleanor, habe Mitleid mit mir! Vergiß alles, was ich in meinem Schmerze gesagt, vergib mir, liebe mich, schließe mich wieder in Dein Herz und schreibe bald, damit auch in das meine das Leben und seine Freude wieder einziehe. Ist dies aber nicht der Fall, so will ich Dein Schweigen als ein stummes Lebewohl betrachten, ein Lebewohl zwischen uns, die wir —"

Hier waren zwei oder drei Zeilen sorgfältig ausgestrichen, und der Brief schloß kurz mit einem Segensspruch, dessen wehmüthige Zärtlichkeit jedes Auge zu Thränen gerührt haben würde, nur nicht die kalten, harten, die ihn lasen.

Mistreß Breynton entdeckte nun, wie so mancher andere kurzsichtige Ränkeschmied, daß ihr Plan sich selbst vereitelt hatte. Mit Philipp's Abschied von Eleanor verlor sie selbst den Rest ihres Einflusses auf sein künftiges Schicksal.

Und eine solche Trennung mußte die unvermeidliche Folge des Schweigens sein, welches die einzige Antwort auf den Brief ihres Neffen sein konnte, wenn sie nicht ein vollständiges Bekenntniß des von ihr gespielten Betruges ablegte.

Aber was war selbst dann die Folge davon? Eine

freudige Aussöhnung und Philipp's sofortige Vermählung, nicht mit der mitgiftlosen Eleanor, sondern mit der Erbin des Dekans Sedley, wodurch der Beruf eines Geistlichen, zu welchem Mistreß Breynton ihren Neffen jetzt mehr als je zu zwingen wünschte, für immer ausgeschlossen ward. Sie sah sich in ihrem eigenen Netze gefangen.

Während sie noch hin und her überlegte, wie sie sich demselben wieder entwinden könnte, ward an die Thür gepocht.

Mistreß Breynton's bleiche, welke Wange färbte sich dunkelroth und sie taumelte über das Zimmer und versteckte Philipp's Brief in ihrem Schreibsecretär.

„Darf ich hineinkommen?“ fragte eine zitternde Stimme draußen.

Eleanor trat ein; sie weinte fast, aber dennoch strahlte eine seltsame Freude aus ihrem Antlitz. Sie hatte den Brief des Advocaten in der Hand, und ohne zu sprechen, reichte sie ihn Mistreß Breynton.

Letztere las ihn mechanisch und war froh, einen Vorwand zu haben, um diesen strahlenden, unschuldigen Augen auszuweichen. Dann erhob sie sich und berührte Eleanor's Stirn mit ihren starren, eisigen Lippen.

„Ich wünsche Dir Glück, liebes Kind“, sagte sie. „Du bist ein gutes Mädchen und verdienst, daß es Dir wohlgehe. Mr. Sedley hat recht daran gethan, daß er sein Vermögen einer Person vermacht hat, die es auf würdige Weise anwenden wird. Ich hoffe, daß es Dir zum Segen gereiche.“

„Das wird es! das wird es! O wie froh, wie dankbar bin ich!“ rief Eleanor, während ihre Gedanken über Land und Meer dahin flogen, wo ihr Herz weilte. Dorthin

wollte sie nun bald selbst reisen, um durch ein einziges Wort, ein einziges Lächeln die leichte Wolke hinwegzuscheuchen, die sich zwischen sie und Philipp gelagert, und dann ihm alles, was sie besaß — irdische Habe und treue Liebe — zu Füßen zu legen.

Mistreß Breynton betrachtete sie mit kaltem, argwöhnischem Blick.

„Ich suche nicht oft Deine Angelegenheiten kennen zu lernen", sagte sie mit Nachdruck. „Aber darf ich mir wohl erlauben zu fragen, warum ein sonst gegen irdische Habe so gleichgültiges Mädchen wie Du über diese zufällige Erbschaft so außerordentlich erfreut ist? Was gedenkst Du damit zu machen?"

Eleanor war an die plötzlichen Veränderungen, die mit Mistreß Breynton's Stimmung oft vorgingen, schon gewöhnt, bemerkte aber, daß in dem forschenden, gereizten Blick, welchen die Wittwe des Dekans auf sie heftete, eine noch tiefere Bedeutung lag. Sie erröthete, und obschon sie keine Antwort gab, so fühlte sie doch, daß ihr Schweigen durchschaut und mißliebig aufgenommen ward.

„Stehst Du vielleicht nun, wo Du eine unabhängige Dame geworden bist, im Begriff, mich zu verlassen?" fragte Mistreß Breynton.

„Unabhängig bin ich stets gewesen — dafür hat Hugh gesorgt — und wenn er dies nicht gethan hätte, so würde ich selbst dafür gesorgt haben", sagte Eleanor in fast stolzem Tone. „Sie wissen aber, daß ich auf Ihren eigenen Wunsch bei Ihnen geblieben bin, ebenso wie auf den meinigen", setzte sie in ihrem sanftesten und freundlichsten Tone hinzu, „um Sie zu lieben und Ihnen Tochter zu sein. Wie konnten

Sie glauben, daß ich alles dies vergessen würde, Mistreß Breynton?"

„Nun gut, wir wollen nicht weiter davon sprechen", murmelte die alte Dame mit etwas veränderter Miene. „Du willst also bleiben? Vielleicht sind andere Leute der ihnen in ihrem Alter erwiesenen Freundlichkeit nicht minder eingedenk als der Dekan Sedley. Du willst mich nicht verlassen, Eleanor?"

Eleanor warf sich neben Mistreß Breynton's Stuhl auf die Kniee nieder.

„Wir wollen Sie nicht verlassen", flüsterte sie. „O theure Freundin, jetzt, wo dieser Glücksfall eingetreten ist, lassen Sie mich wirklich Ihr Kind, Ihre Nichte werden und verzeihen Sie uns Beiden! Wir haben viel gelitten — ich und Philipp!"

Der lange verbotene Name entschlüpfte, von einem Thränenstrom begleitet, ihren Lippen.

Mistreß Breynton fuhr in die Höhe und stand kerzengerade da.

„Willst Du mir sagen, daß Du jenen undankbaren Thoren, jenen Bettler, der seine Tante beleidigt und seine Familie geschändet hat, zu heirathen gedenkst?" rief sie. „Ist dies die Weise, auf welche Du Deine Liebe zu mir bethätigst? Eleanor, Du kannst meine Nichte werden, wenn Du willst, aber es soll ein leerer Name sein, denn Du siehst dann mein Antlitz nie wieder. Wähle daher zwischen mir und ihm, dessen Namen Du auszusprechen gewagt. Höre ich ihn noch einmal in meiner Gegenwart nennen, so soll er auch von meinen Lippen wiederholt werden, aber gefolgt von einem Fluche."

Und die von dem Ausbruch ihres Zorns überwältigte alte Frau sank zurück in ihren Stuhl.

Eleanor sprang an allen Gliedern zitternd auf, um sie zu stützen, ward aber zurückgestoßen.

„Rufe die Davis; weiter brauche ich Niemand“, sagte Mistreß Breynton. „Geh fort, geh fort.“

Eleanor wagte nicht ungehorsam zu sein, denn sie erschrak über diesen Ausbruch von Leidenschaft, den ersten, den sie je von Mistreß Breynton gesehen. Sie rief die alte Dienerin und wollte eben aus dem Zimmer hinausschleichen, als die alte Dame sie zurückrief und mit leisem, heiserem Geflüster sagte:

„Vergiß nicht, Eleanor, ehe wir heute Abend schlafen gehen, verlange ich zu wissen, was Du nach der einen oder der andern Richtung hin beschlossen hast. Ich muß Dein Versprechen haben, Dein feierliches Versprechen auf Dein ganzes Leben hinaus; wo nicht, so —“

Sie schwieg, aber ihre Augen drückten aus, was sie unterließ auszusprechen. Dieser Blick, ein Gemisch von Zorn, Zweifel, Drohung und doch auch flehentlicher Bitte, verfolgte Eleanor viele Stunden lang.

In welch eine Lage sah sie sich versetzt! Ihr Herz drohte fast zu bersten. Es war der alte Kampf, so alt als die Welt — der Kampf zwischen Pflicht und Liebe.

Sechzehntes Kapitel.

Es war beinahe Nacht, als Eleanor in Mistreß Breynton's Zimmer gerufen ward. Letztere hatte sich schon zur Ruhe begeben, und Davis flüsterte, indem sie das Zimmer verließ, sie schiene schon seit mehreren Stunden keineswegs recht wohl zu sein.

In der That war das hagere, bleiche, bejahrte Antlitz, welches auf dem Pfühle lag, sehr verschieden von dem strengen stolzen Gesicht früherer Jahre.

Wenn Mistreß Breynton die Absicht hatte, ihren Zweck dadurch zu erreichen, daß sie Eleanor's Gefühl rührte, so schlug sie allerdings einen vollkommen geeigneten Weg ein. Das arme Mädchen, so stark sie auch noch vor wenigen Minuten gewesen, fühlte sich jetzt schwach, ja fast strafbar. Schweigend und zitternd nahm es an dem Bette Platz.

Mistreß Breynton sprach nicht, die gebieterischen Augen aber, welchen der Zorn das ganze Feuer der so längst entschwundenen Jugend geliehen hatte, thaten unversöhnlich die gefürchtete Frage.

Eleanor zitterte noch mehr.

„Meine theure Mistreß Breynton", hob sie an, „lassen Sie uns jetzt nicht sprechen. Es ist schon so spät und Sie sind müde. Lassen Sie mich warten bis morgen."

„Aber ich will nicht warten!" entgegnete die Wittwe des Dekans. „Ich breche mein Wort niemals. Ich sagte Dir, daß ich eine Antwort haben müsse, und ich will sie haben. Eleanor, ehe ich einschlafe, mußt Du mir versprechen, daß Du Dich und Dein Vermögen nicht wegwerfen, daß Du meinen elenden, undankbaren Neffen nicht heirathen willst."

Eleanor's Stolz erwachte und gab ihr Muth.

„Sie irren sich, Mistreß Breynton", entgegnete sie. „Philipp Wychnor ist nicht, was Sie sagen."

„Ha, Du wagst doch, seinen Namen zu nennen? Hast Du meine Worte vergessen?"

„Ich habe alles vergessen, was unrecht war, was Sie selbst bald zu vergessen wünschen werden. Warum hegen Sie diesen Groll gegen ihn, Sie, die er so innig liebte und verehrte, Sie, die Sie auch ihn geliebt und für so gut, so edel gehalten haben, wie er auch in der That stets war und noch ist?"

„Das ist eine Lüge, und Du unterstehst Dich, mir ins Gesicht ihn zu vertheidigen?"

„Ja, denn er hat Niemand, der ihn sonst vertheidigte", entgegnete Eleanor. „Wer hätte auch übrigens ein größeres Recht dazu als ich, die ich ihn liebe und geliebt habe, solange ich denken kann, die ich jeden Gedanken seines Herzens gekannt, die ich vor dem Angesicht des Himmels seine verlobte Braut bin? O Mistreß Breynton, wie können Sie verlangen, daß ich ihm entsagen soll?"

Die in festem Tone begonnene Antwort endete in thränenvollem Flehen. Selbst der Sturm von Schmähungen, welchen Mistreß Breynton im Begriff gestanden, freien Lauf zu lassen, kam nicht zum Vorschein. Vielleicht sah sie für den Augenblick in dem bleichen gesenkten Antlitz und den gefalteten Händen das Ebenbild von Eleanor's verstorbener Mutter mit allen ihren Kämpfen und Leiden. Die rauhe Stimme ward ein wenig sanfter, während sie sagte:

„Du bist blind, Eleanor, oder Du willst nicht einsehen, daß ich dies blos um Deines eigenen Besten willen verlange. Du gibst ja nicht ihn, sondern er gibt Dich auf. Unterbrich mich nicht — ich sage, daß er dies thut. Wo ist die Ehre eines Mannes, der ein Mädchen jahrelang auf sich warten läßt? Ein würdiger Freier, der von seiner sentimentalen Zuneigung schwatzt und sagt, er sei zu arm, um zu heirathen, während er es doch blos seiner eigenen Thorheit zuzuschreiben hat, wenn er es bleibt! So wird er Dich hinhalten, bis Du alt wirst, und dann wahrscheinlich hingehen und eine Jüngere und Reichere heirathen. So machen es die Männer, so sind alle, einer wie der andere."

Die alte Dame schwieg einen Augenblick und betrachtete das arme Opfer ihres Starrsinns.

Eleanor hatte sich erhoben und stand neben dem Bett, nicht weinend, sondern gefaßt.

„Mistreß Breynton", sagte sie in leisem, ruhigem Tone, „Sie sind stets gütig gegen mich gewesen und ich bin Ihnen dankbar dafür. Ueberdies sind Sie mir um Ihrer selbst willen theuer, ebenso wie um seinetwillen, dessen Namen

ich nicht nennen will, wenn Sie es einmal nicht wollen. Weiter aber kann ich nicht gehen. Es schmerzt mich tief, Sie auf diese Weise sprechen zu hören. Ich bin Ihnen alle Achtung schuldig, aber ich schulde auch ihm Achtung, dessen Weib ich zu werden versprochen."

Und Du willst allem zum Trotz auch wirklich sein Weib werden?"

„Ja."

Das Wort war nur hingehaucht und kaum hörbar, aber es sagte genug. Die Liebe gab dem schüchternen, sanften Mädchen eine Kraft, welche im Stande war, festzustehen gegen die ganze Welt.

Auf dieses Ja erfolgte keine Antwort. Es drängte sogar den Ausbruch von Mistreß Breynton's Zorn zurück. Schweigend lag sie da, nicht im Stande, ein Auge von diesem so schüchternen und doch so muthigen, so geduldigen und doch so standhaften Mädchen zu verwenden.

Obschon aber durch diesen unwiderstehlichen Einfluß zurückgehalten, tobte der Sturm im Innern, bis er jede Fiber des hochbetagten Körpers erschütterte. Es schien, als ob Miß Breynton erst jetzt, am Abend ihres Lebens, die gewaltigen Leidenschaften fühlen sollte, die in ihrer eintönigen Jugend und in der Kälte ihrer mittlern Jahre niemals erweckt worden.

Eleanor, die durch dieses Schweigen betroffen gemacht ward, aber darin zugleich einen schwachen Hoffnungsstrahl zu entdecken hoffte, sammelte Muth.

An dem Bette niederknieend, würde sie eine von Mistreß Breynton's Händen ergriffen haben, aber dieselben waren zu fest in einander geschlossen.

„Theure Freundin, Freundin meiner Mutter!“ rief sie, „stellen Sie mich nicht auf eine so bittere Probe! Wenn Sie wüßten, was es mich kostet, dieses eine Wort zu sagen! Und doch kann ich nicht anders. Wie kann ich Philipp entsagen?“

In dem Kummer und Kampf des Augenblicks sprach sie zu Mistreß Breynton, wie sie in ihrer jungfräulichen Schüchternheit niemals zu einem menschlichen Wesen gesprochen.

„Ist er nicht so viele Jahre lang mein Spielgenosse, mein Freund gewesen? Lehrten Sie nicht selbst zuerst mich ihn lieben, indem Sie mir sagten, wie gut er sei, und indem Sie uns fortwährend einander zuführten?“

„Ja, das that ich, ich wünschte an dem Kinde der armen Isabelle das Unrecht gut zu machen, welches der Mutter zugefügt worden. Thörin, die ich war, dem Sohne eines solchen Vaters zu trauen!“

Ohne diese Worte zu hören oder zu beachten, fuhr Eleanor in ihrer warmen, tiefgefühlten Ansprache fort:

„Wie konnten wir anders als einander lieben, oder wie konnten wir, da wir einander liebten, sofort auf Ihren Willen diese theuren Bande zerreißen? Mistreß Breynton, ich verdanke Ihnen viel, aber Philipp verdanke ich noch mehr. Er erkor mich, er schenkte mir sein treues, edles Herz, und ich will es treulich bewahren. Er liebt mich, er vertraut mir und ich will ihn, solange ich lebe, niemals verlassen.“

Mistreß Breynton sah, daß ihre letzte Aussicht, die frühere Macht wieder zu erlangen, ihr entschwand, und dennoch wagte sie nicht zu sprechen. Fast zum Wahnsinn

getrieben, betrachtete sie dieses jugendliche Antlitz, jetzt umstrahlt von dem Glanze der vollkommenen Treue und vollkommenen Liebe, welche „die Furcht austreibt". Es bebte nicht einmal vor diesen funkelnden Augen zurück, in welchen das wilde Feuer der stürmischsten Jugend mit der Kraftlosigkeit des Alters kämpfte.

„Eleanor", sagte sie endlich in heiserem Tone, „was gedenkst Du mit diesem Erbtheil zu thun?"

„Ich will warten, bis ich ihn wiedersehe, der ein Recht auf all meine Liebe, all meinen Reichthum hat, und dann will ich, wenn er es wünscht, beides zu seinem Eigenthum machen."

Bei diesen Worten haschte Mistreß Breynton, durch Wuth und durch Furcht vor Entdeckung zur Verzweiflung getrieben, blindlings nach irgend einem Mittel, um diese Zwei, welchen einige Worte des Vertrauens alle Machinationen enthüllt haben würden, wenigstens auf einige Zeit von einander getrennt zu halten.

„Du bist von Sinnen, Du bist verblendet!" rief sie heftig. „Woher weißt Du, daß er Deiner noch gedenkt? Was sagt der Brief Deines Bruders? Daß er heiter und in guten Umständen lebt!"

„Darin liegt nichts, was mich verletzen könnte. Der glückliche Philipp liebt mich sicherlich ebenso innig als der trauernde", murmelte sie, indem sie die letzten Worte in nachdenklichem Tone sprach.

„Aber warum zeigt er dann seine Liebe nicht?" rief Mistreß Breynton. „Warum kommt er nicht und fordert Dich auf, sein Glück zu theilen? Ich sage Dir, Eleanor, Du bist verblendet! Ich weiß" — und zum ersten Male

bebten ihre Lippen nicht vor einer vorsätzlichen Lüge zurück, — „ich weiß von seinem Egoismus und seiner Unwürdigkeit mehr als Du. Er wartet blos auf eine Entschuldigung, um sich Deiner zu entledigen. Er hat dies selbst gesagt.“

Eleanor zuckte ein wenig zusammen und ein leichter Stich zuckte ihr durchs Herz.

„Wollen Sie mir sagen —“ stammelte sie.

„Nein, ich werde Dir nichts sagen“, entgegnete Mistreß Breynton, welcher ihr Gewissen schon Vorwürfe zu machen begann. „Die Leute aber, welche mir es mittheilten, sprachen die Wahrheit, wie ich fest überzeugt bin.“

„Aber ich bin nicht davon überzeugt, ich glaube es nicht“, entgegnete Eleanor, und wieder kehrte das schöne Licht der vertrauenden Liebe auf das Antlitz der jungen Verlobten zurück. „Wer kennt Philipp Wychnor so gut als ich?“ fuhr sie fort. „Deshalb muß auch ich das meiste Zutrauen zu ihm haben und ich vertraue ihm.“

„Dann willst Du also die Freundin Deiner Mutter verlassen, die Freundin, die an Dir Mutterstelle vertreten, Du willst sie verlassen, ohne daß sie nun Jemand hätte, der sie in ihrem Alter stützt und tröstet?“ rief Mistreß Breynton.

„Was soll ich thun? was soll ich thun?“ rief Eleanor, deren Herz durch diesen Kampf bis in seine innersten Tiefen zerrissen ward.

„Geh fort, geh fort! Ich wünsche Dein Gesicht nie wiederzusehen!“ entgegnete Mistreß Breynton, während ihre Stimme immer lauter und schärfer ward.

Sie richtete sich mit blitzenden Augen im Bette empor

und streckte die Hände aus, welche sie mit drohender Geberde schüttelte, als ob der Fluch, welchem Philipp kaum entronnen, nun seine Verlobte ereilen sollte.

Sprachlos vor Entsetzen bewegte Eleanor sich unwillkürlich nach der Thür.

Als sie dieselbe hinter sich hatte, blieb sie unentschlossen stehen. Es war eine jener Krisen, welche zuweilen im Leben eintreten, wo Recht und Unrecht sich mit einander zu verwirren scheinen, wo wir uns blindlings fortgerissen sehen, ohne daß es in unserer Macht stände zu sagen: „Dies ist der richtige Weg, diesen will ich gehen und Gott wird mir helfen."

Die arme Eleanor! Welche Richtung sie auch einschlug, so schien doch alles Finsterniß, Leiden und, noch mehr, Sünde zu sein. So stark sie in ihrer treuen Anhänglichkeit an Philipp auch war, so kam es ihr, wenn sie an Philipp's Tante dachte, doch vor, als habe sie ein Unrecht begangen.

Mehr der augenblicklichen Eingebung als einer klaren Absicht folgend, legte sie die Hand wieder auf das Thürschloß, wartete einen Augenblick und ging dann wieder in das Zimmer hinein.

Mistreß Breynton saß, das Gesicht in den Händen bergend, vorwärts geneigt. Der Sturm der Leidenschaft hatte sich erschöpft und Thränen rieselten zwischen den hagern, welken Fingern hindurch.

Eleanor's Herz zog sie unwiderstehlich zu der armen Verlassenen hin. Sie umschlang sie mit ihren Armen, sie legte das hochbetagte Haupt an ihre jugendliche Brust, gerade so wie sie in so mancher bangen Nacht des Lei-

dens mit ihrer Mutter zu thun gepflegt, wie sie in jener letzten Nacht bis zu dem Augenblick gethan, wo der Schmerz der Leidenden in dem Frieden des Todes unterging.

Alle diese Erinnerungen erwachten mit einem Male. Eleanor, die Verwaiste, fühlte sich mit überwallender Liebe zu ihr hingezogen, die die Freundin ihrer Mutter gewesen, und die Mutterlose und die Kinderlose hielten einander fest umschlungen.

„Sie werden mich nicht fortschicken, nicht wahr nicht, Mistreß Breynton?“ fragte Eleanor.

„Niemals!“ war die Antwort. „Und Du wirst bei mir bleiben, Eleanor, mein Kind, das heißt, bis — nein, ich kann noch nicht davon sprechen — doch mit der Zeit — doch mit der Zeit.“

Mistreß Breynton sagte nichts weiter, und dies war die einzige Erklärung, zu der es kam. Dennoch fühlte Eleanor sich überzeugt, daß eine Veränderung in dem Gemüth ihrer Freundin vorgegangen sei, eine allerdings unbedeutende Veränderung, die aber dennoch größer war, als sie jemals zu hoffen gewagt.

Von dieser Nacht an schien die eisige Schranke zwischen ihnen gefallen zu sein. Obschon Mistreß Breynton niemals von ihrem Neffen sprach, so ertrug sie doch zuweilen die zufällige Erwähnung seines Namens und oft, selbst nachdem er genannt worden, pflegte sie Eleanor mit einem unklaren Ausdruck von Zärtlichkeit zu betrachten und auf dem Punkte zu stehen, etwas zu sagen, was aber dennoch niemals über ihre Lippen kam.

Dies erfüllte Eleanor mit froher Hoffnung, sodaß sie das lange Schweigen zwischen ihr und Philipp geduldig

ertrug und wartete, bis ihre Heimkunft alle Zweifel lösen und ihm zeigen würde, daß selbst diese zeitweilige Entfremdung ein um seinetwillen gebrachtes Opfer sei, damit das Werk des Friedensstifters in Freude enden möge.

Eleanor hatte keine Ahnung, wie sehr die neue Sanftmuth und Freundlichkeit, welche die Wittwe des Dekans ihr jetzt fortwährend bewies, ihren Grund in Reue und Gewissensbissen hatten.

Nach einem noch kurze Zeit fortgesetzten Aufenthalt im Auslande begann Mistreß Breynton sich ungestüm nach Hause zu sehnen und machte als Grund die Nothwendigkeit geltend, daß Eleanor den nöthigen Formalitäten bei Uebernahme des ihr zugefallenen kleinen Vermögens an Ort und Stelle genüge.

Eleanor traf mit Freuden die Anstalten zur Abreise und versuchte in dem angegebenen Grunde blos einen Vorwand zu sehen, den dieses stolze Gemüth ersonnen, welches jetzt bereit war und sich doch halb schämte, das Zugeständniß zu machen, welches zwei Herzen so hoch beglücken konnte.

Und von diesen verschiedenen Gefühlen beseelt, langten Mistreß Breynton und ihre junge Begleiterin wieder in der Heimat an.

Siebzehntes Kapitel.

„Also Deine jugendliche Brautjungfer ist Deinem Beispiel bald nachgefolgt und hat sich ebenfalls vermählt", sagte Mistreß Pennythorne, während sie sich ängstlich auf das Märtyrerthum eines Salon-tête-à-tête mit ihrer eleganten Schwiegertochter gefaßt machte.

Es geschah dies nach dem gewöhnlichen Sonntagsdiner — dem allwöchentlichen Opfer auf dem Familienaltar — welches das neue Mitglied dieser Familie stets als fürchterlich „ennuyant" betrachtete.

„Ja, sie ist auch von ihrer Hochzeitsreise schon wieder zurück", antwortete Mistreß Frederic Pennythorne, indem sie sich auf ein Sopha in der Nähe des Fensters warf, während die ältere Mistreß Pennythorne kerzengerade neben ihr auf einem jener gebrechlichen unbequemen Artikel saß, welche der allmächtige Geschmack ihres Gatten für den Salon angeschafft, um hier die Stelle der Stühle zu vertreten.

„Sie haben nur eine kurze Hochzeitstour gemacht", fuhr Mistreß Frederic Pennythorne fort.

„Du bist wohl schon längst und genau mit ihnen befreundet, Isabelle? Doch das versteht sich, da Ihr Ver-

wandte seid, ja von selbst", bemerkte Mistreß Pennythorne ein wenig zerstreut. Sie war gegen Isabelle die ruhigste und fügsamste Schwiegermutter von der Welt, ja, die Wahrheit zu sagen, sie fürchtete sich gewissermaßen vor der eleganten, fashionablen Gattin ihres Sohnes. „Es scheinen recht nette junge Leute zu sein, und ich will nur hoffen, daß sie auch glücklich mit einander sein werden", setzte sie hinzu.

„Glücklich? O das glaube ich wohl", entgegnete Isabelle. „Allerdings besitzt Katharine nicht das friedfertigste Temperament, und ich glaube nicht, daß Hugh sie geheirathet hätte, wenn er nicht so zu sagen bei den Haaren dazu gezogen worden wäre. Früher pflegte er mir sehr große Aufmerksamkeit zu erweisen."

Mistreß Pennythorne öffnete ihre Augen noch ein wenig weiter als gewöhnlich. Sie fand diese Conversation von seiten ihrer Schwiegertochter etwas seltsam, aber dies war in der feinen Welt vielleicht einmal so Mode. Sie sagte daher blos: „Ach lieber gar!" und sah zum Fenster hinaus den Leuten zu, welche über den freien Platz hinweg in die Nachmittagskirche gingen, und hörte auf das dumpfe monotone Dröhnen der einsamen Glocke.

„Wie unangenehm muß es sein, in der Nähe einer Kirche zu wohnen!" sagte Isabelle. „Dieses fortwährende Geläute ist mir verhaßt, besonders wenn es einem Begräbniß gilt."

Mistreß Pennythorne schauderte sichtbar.

„O, wir haben nicht viel Begräbnisse hier", sagte sie. „Es ist eine sehr gesunde Nachbarschaft."

Es trat Schweigen ein, während dessen man in dem Nebenzimmer Jemand dumpf husten hörte.

„Kannst Du Dir vielleicht ein paar Minuten die Zeit vertreiben, Isabelle? Ich möchte gern einmal zu Leigh gehen und mit ihm sprechen. Ich pflege dies nach Tische in der Regel zu thun", sagte die Mutter im schüchternen Tone der Entschuldigung.

„Ja wohl, ja wohl!" entgegnete ihre Schwiegertochter. „Dabei fällt mir ein, daß ich mich noch gar nicht nach Leigh's Befinden erkundigt habe. Es geht wohl mit ihm wie gewöhnlich?"

„Etwas besser, glaube mir. Die Spazierfahrten in Eurer Ponychaise machen ihm viel Vergnügen und sind ihm sicherlich auch sehr wohlthätig."

„O, er kann den Wagen alle Morgen bekommen. Ich fahre nie eher aus als nach dem Imbiß. Nur darf er die Pferde nicht zu sehr anstrengen, damit sie nicht müde werden, ehe ich sie brauche."

„Das steht durchaus nicht zu fürchten. Leigh kann langes Fahren nicht vertragen. Mit der Zunahme der Kräfte will es nicht recht vorwärts. Der Arzt sagt, wir dürften dies jetzt auch nicht erwarten. Wir haben aber nun diese schöne Maiwitterung und es geht wirklich mit ihm immer besser", sagte Mistreß Pennythorne und verließ das Zimmer.

Isabelle sah ihr nach und warf den Kopf empor.

„Niemand ist blinder, als wer nicht sehen will", sagte sie bei sich selbst. Dann warf sie einen Blick auf ihr schönes buntes Atlaskleid und fuhr fort: „Wie ärgerlich, daß ich dies sobald gegen ein abscheuliches schwarzes werde vertauschen müssen. Könnte dieser Knabe denn nicht noch eine Weile leben?"

Während der zehn Minuten ihres Alleinseins überlegte sie, ob es, alle Umstände erwogen, nicht räthlich sein würde, ihre erste Abendgesellschaft sofort zu geben, ohne erst, wie es sonst Gebrauch war, noch einige Zeit damit zu warten.

„Es wird am besten sein, wenn ich nicht warte, denn man kann nicht wissen, was geschieht", sagte die junge Frau, deren ganzes Leben eitler Herzlosigkeit im Widerspruch zu der Moral stand, die sie daraus zog.

Mistreß Pennythorne kehrte auf ihren Sitz am Fenster zurück, und beide Frauen versuchten ein Gespräch über verschiedene Dinge zu unterhalten, welches von der jüngern mehr als einmal durch ein kaum verhehltes Gähnen unterbrochen ward.

„Ich bitte um Entschuldigung", sagte sie; „man wird aber um diese Zeit des Abends allemal so stumpf und schläfrig, wenigstens ist dies mit mir der Fall. Das Zwielicht ist mir förmlich verhaßt."

„Wir könnten die Läden schließen und Lichter anzünden, aber ich habe Leigh versprochen, aufzupassen, wenn Mr. Wychnor über den Platz kommt. Er kommt jeden Sonntag Abend, weißt Du, und der arme Knabe freut sich so sehr, ihn zu sehen. Vielleicht verschlägt es Dir nichts, wenn wir noch ein wenig mit dem Lichte warten, blos um dem armen Leigh den Willen zu thun", bemerkte die Schwiegermutter schüchtern.

„O genire Dich nach mir durchaus nicht", antwortete Isabelle in trägem Tone, und nachdem sie sich im Stillen vorgenommen, noch einen letzten Versuch zu machen, um den „netten jungen Wychnor" im Salon an ihre Seite zu fesseln, anstatt ihn wie gewöhnlich den ganzen

Abend in Leigh's Zimmer zubringen zu lassen, begann sie sich über ihr Lieblingsthema „meine Cousins, die Ogilvies" zu verbreiten und sprach von dem großen Reichthume dieser ihrer Verwandten, ihren Connexionen, der schönen Villa, welche Hugh und Katharine in Regents-Park gemiethet, und der ausgesuchten Eleganz und Pracht, womit dieselbe eingerichtet sei.

Sich mit einsilbigen Antworten begnügend, hatte Isabelle eine Viertelstunde lang so geschwatzt, als ihre Schwiegermutter sie mit der Bemerkung unterbrach, sie müsse jetzt gehen und Leigh sagen, daß Mr. Wychnor so eben um die Ecke komme.

Isabelle strich sofort ihr Kleid glatt, ordnete ihre Locken und erwartete Mr. Wychnor's Eintreten.

Ihre Mühe war jedoch umsonst, denn er ging sofort in Leigh's Zimmer.

Als er in dasselbe trat, war der Knabe eingeschlafen, wie er oft in der Abenddämmerung zu thun pflegte. Er ermunterte sich zwar, um seinen Freund zu bewillkommnen, seine Mutter und Philipp redeten ihm aber zu, liegen zu bleiben bis zum Thee.

Gerade in diesem Augenblick scholl der Ruf „Lillie! Lillie!" durch das Haus und Mistreß Pennythorne verschwand.

Philipp Wychnor saß in der immer mehr zunehmenden Dunkelheit, hielt die kraftlose Hand seines jungen Freundes in der seinigen und lauschte auf die Athemzüge des Schlafenden. Er hing dabei seinen eigenen Gedanken nach und diese bewogen ihn, mehr als einmal schwer aufzuseufzen.

„Sind Sie traurig, Philipp?" flüsterte eine matte

Stimme, und die feuchten Finger, die er gefaßt hielt, umschlossen matt die seinigen.

„Mein lieber Leigh, ich dachte, Sie schliefen."

„Nein, seit einigen Minuten nicht mehr; ich glaubte aber, Sie schliefen, bis ich diese tiefen Seufzer hörte. Wenn man schläft, seufzt man nicht, wissen Sie."

„Wenigstens sehr selten, der Schlaf kennt keinen Kummer", murmelte Philipp, als ob seine Worte einen tiefern Sinn hätten als den, welcher darin zu liegen schien. Er hatte sich diese zweideutige Ausdrucksweise von seinem beständigen Freund und Genossen David Drysdale angewöhnt.

„Was sprechen Sie von Kummer?" fragte Leigh. „Woran dachten Sie? Doch nicht an jenen alten Kummer, von welchem Sie niemals sprechen und von welchem Sie, als ich entdeckte, daß er in Ihrem Herzen lebt, sagten, ich verstände ihn nicht? Ich verstehe aber Vieles besser als sonst und vielleicht auch dieses, und Sie sagen selbst, daß meine Worte Ihnen zuweilen wohlthun."

„Das ist stets der Fall, stets, mein Freund!" entgegnete Philipp. „Lassen Sie uns nun aber von etwas Anderem sprechen. Geben Sie sich zufrieden, Leigh, ebenso wie ich es thue. Ich bin so zufrieden, wie der Mensch in dieser leidensvollen Welt sein kann."

„Ist sie denn wirklich so leidensvoll, diese Ihre Welt?"

„Warum sagen Sie Ihre Welt, Leigh?"

„Weil — weil, Sie wissen schon warum, Philipp", entgegnete Leigh und seine Stimme ward schwächer und feierlicher.

Es erfolgte keine Antwort. Philipp konnte nicht gegen

den Geist, der schon seine reinen Schwingen auszubreiten schien, die Lüge einer Hoffnung aussprechen. Beide schwiegen eine Weile, aber der stumme Händedruck schien zu sagen: „Ich scheide!“ — „Ja, Du scheidest, Gesegneter.“

Leigh war der erste, welcher wieder sprach.

„Ich fürchte mich nicht, es thut mir kaum leid“, sagte er, „und dennoch vielleicht. O Philipp, wenn Sie wüßten, wie oft ich in der vergangenen Zeit innig und von Herzen gewünscht habe, daß es so mit mir kommen, daß ich diesem eintönigen, qualvollen Leben entrissen werden möchte! Und nun, wo mein Wunsch in Erfüllung geht, denke ich zuweilen, daß ich gern noch eine Weile dableiben und etwas thun möchte, um diese achtzehn vergeudeten Jahre einigermaßen gut zu machen. Sie würden mich bei meinem kindischen Wesen nicht für so alt halten, und gleichwohl fühle ich mich zuweilen so müde, so matt, als ob es ein Leben von achtzig Jahren wäre, welches ich niederlege. Und zu andern Zeiten wieder, gerade dann, wenn mein Körper am schwächsten ist, fühlt mein Geist sich so klar und stark, daß ich vor dieser herannahenden tiefen Ruhe zurückbebe.“

„Es wird nicht blos Ruhe sein“, antwortete Philipp sanft. „Gott hat dies nie beabsichtigt. Er, der Schöpfer, der Erhalter, kennt keine müßige Ruhe. Auch wir, seine Diener, sollen keine kennen. Wir sollen seinen Willen thun; wie, das können wir nicht sagen, aber wir sollen ihn thun und uns dessen freuen. Denken Sie, Leigh, wie herrlich es sein muß, von der Schwäche zur Stärke, vom Leiden zur Thätigkeit überzugehen, vielleicht Bote des Himmels in dem weiten Weltall zu sein, sich ihm näher zu

fühlen, weil wir gewissermaßen seine göttlichste Eigenschaft, die Eigenschaft, Gutes zu thun, theilen."

In der herrschenden Dunkelheit konnte Philipp das Gesicht des fast sterbenden Knaben nicht sehen, er fühlte aber, wie die Hand, die er noch gefaßt hielt, sich der andern näherte und beide sich dann, die seine noch dazwischen, wie zum Gebet falteten. Es war, als könnte selbst jetzt Leigh die Hand nicht loslassen, welche Licht in seine Finsterniß gebracht und ihn weiter geführt hatte, bis er an der Pforte des Todes stand und dieselbe ruhig und ohne Furcht betrachtete.

„Ach, das ist so schön zu hören!" sagte Leigh nach einer Pause. „Philipp, Ihre Worte sind wie die eines Engels, sie waren dies für mich stets, und später, jetzt noch nicht, aber Sie wissen schon wann, werden Sie dies alles auch meiner Mutter sagen, nicht wahr? Und Sie werden ihr auch sagen, daß ich selbst deswegen nie mit ihr gesprochen habe, weil sie es nie ertragen konnte. Aber Sie werden dann alles noch wissen, und es wird klingen, als ob ich es sagte, nicht in meinen armen, matten, kindischen Worten, sondern mit der Stimme, die ich dann haben werde."

Philipp versprach es. Noch eine Weile sprachen sie meistens in dieser Weise, und dann trat die Mutter mit Licht herein.

„Wie wohl Leigh heute Abend aussieht!" sagte sie, und es lag in der That eine seltsame geistige Schönheit über dem Gesicht des Knaben ausgebreitet. „Er scheint so ruhig und glücklich zu sein! Ihre Nähe wirkt allemal wohlthätig auf ihn, Mr. Wychnor."

Und durch die offene Thür des Salons hörte man

Isabellens Gekicher und ihres Gatten lautes Geschwätz, während über alle hinweg Mr. Pennythorne's gebieterische Stimme sich vernehmen ließ, indem er rief:

„Cillie, vergiß nicht, dem bewußten vortrefflichen Manne zu sagen, daß wir ihn nicht länger entbehren können. Schicke Deinen winselnden Knaben zu Bett und bitte Mr. Wychnor in den Salon zu kommen!"

„Ja, gehen Sie, Philipp", flüsterte Leigh; „mein Vater wird es gern sehen, er hält jetzt gar so viel auf Sie."

Dies war auch in der That der Fall, denn Mr. Pennythorne war nach seiner Art ein förmlicher Geber, er wendete sich anbetend stets nach der aufgehenden Sonne.

Philipp gab nach, wie er jedem Wunsch des armen Leigh nachgegeben haben würde.

Nach einem liebreichen „Gute Nacht" und dem Versprechen, nächsten Tag wiederzukommen, ging er aus dem Zimmer des kranken Jünglings, dem ehrfurchterweckenden Vorzimmer des Todes, in die Welt, die hohle, frivole Welt des berühmten Schriftstellers Mr. Pennythorne.

Achtzehntes Kapitel.

Wir wollen Philipp dahin folgen, wo seine Gegenwart so energisch verlangt ward.

Niemand konnte hier freundlicher willkommen geheißen werden als er. Mr. Pennythorne fand jetzt ein großes Vergnügen daran, seinen „geistreichen jungen Freund" zu honoriren, und erzählte allen Leuten, wie Philipp zuerst mit einer Empfehlung an ihn nach London gekommen sei.

Wahrscheinlich erzählte er nun während der nächsten zehn Jahre dieselbe Geschichte mit geeigneten Zusätzen zu Nutz und Frommen eines jeden jungen Mannes, dessen Gönner zu spielen ihm beliebte.

„Ich freue mich, Sie zu sehen, mein lieber Norwych, Wychnor wollte ich sagen", begann er sich verbessernd, denn der ergötzliche Spitzname, den er dem armen Hauslehrer gegeben, war bei einem berühmt werdenden Autor doch wohl ein wenig respectwidrig. „Wir sind hier alle bemüht, den Abend hinzubringen. Fred ist schläfriger als je, und meine schöne Schwiegertochter denkt augenscheinlich bei sich selbst, sie sei in die langweiligste Familie gerathen, welche es in sämmtlichen drei Königreichen gibt."

„O durchaus nicht, Papa", protestirte Isabelle, die mit dem Vater ihres Gatten außerordentlich gut auskam.

Er begegnete ihr ebenfalls mit großer Freundlichkeit, deren Ironie sie aus Mangel an Scharfsinn nicht zu durchschauen vermochte. Er gefiel ihr wirklich von der ganzen Familie am allerbesten und sie erklärte ihn für einen höchst amüsanten alten Kauz.

„Ich versichere Ihnen, Mr. Wychnor, wir haben schon fürchterlich gelacht. Mein Schwiegervater ist gar so spaßhaft", sagte sie, indem sie durch diese Anrede den jungen Mann in die Nähe ihres Stuhls zu locken suchte.

Philipp gab jedoch eine ganz gewöhnliche Antwort und setzte sich an das andere Ende des Tisches, indem er zugleich überlegte, welche Entschuldigung er vorbringen könnte, um sein Verweilen heute Abend in diesem interessanten Familiencirkel so kurz als möglich zu machen.

Mr. Pennythorne gab bei der Conversation den Ton an, wie er stets that, und warf die Knallerbsen seines Witzes zum großen Ergötzen Isabellens, die nichtsdestoweniger sich höchlich ärgerte, daß alle Aufmerksamkeiten, die ihr erwiesen wurden, von ihrem bejahrten Schwiegerpapa und nicht von seinem jungen Gast ausgingen.

Dieser saß schweigsamer und ruhiger da als gewöhnlich. Als Mistreß Pennythorne kam, stand er auf, um ihr einen Lehnstuhl herbeizutragen.

„Für mich hat er so etwas noch nie gethan, der Ungalante", dachte Isabella.

Es war vielleicht ein Fehler in Philipp's Benehmen, daß seine Artigkeiten und seine Gefühle in ihrem Ausdruck stets übereinstimmten.

„Was macht Leigh jetzt?“ fragte er die Mutter, welche an seine freundlichen Aufmerksamkeiten so gewöhnt war, daß sie dieselben von ihm mit geringerer Schüchternheit hinnahm, als von irgend Jemand anders und die Ehrerbietung, die er ihr bewies und woran sie, die arme Frau, so wenig gewöhnt war, mit dankbarer Rücksicht vergalt.

„Leigh ist heute Abend wirklich viel besser“, sagte sie. „Sie haben ihn förmlich aufgeheitert, Mr. Wychnor, denn er war den ganzen Tag sehr mißgestimmt.“

„Ich bitte Dich, Cillie, wähle ein interessanteres Thema“, mischte Mr. Pennythorne sich ein. „Leigh denkt ohnehin schon viel zu viel an sich selbst, und Du bestärkst ihn in seiner Einbildung, daß er krank sei, weil es interessant aussieht. Frauen und Mütter machen es gewöhnlich so, aber in meiner Familie leide ich es nicht. Es versteht sich von selbst, daß Leigh's Unwohlsein von gar keiner Bedeutung ist.“

Mr. Pennythorne sagte dies in raschem, fast zornigem Tone, dabei aber hatte sein Wesen etwas Unruhiges und Befangenes, was Philipp in der letzten Zeit, wenn der Knabe erwähnt ward, schon oft bemerkt hatte. Mistreß Pennythorne's bittender Blick drängte jedoch die entrüstete Antwort zurück, welche Philipp schon auf den Lippen schwebte.

Es trat ein gezwungenes Schweigen ein, und dann machte Isabelle, die Nähe ihres Gatten, welcher eben wieder einschlief — seine gewöhnliche Methode, zu beweisen, daß der Sonntag ein Tag der Ruhe sei — verlassend, einen abermaligen Versuch, Philipp ins Gespräch zu ziehen.

„Es lag mir viel daran, Sie heute Abend zu treffen, Mr. Wychnor, denn ich habe einen Auftrag von einem Freund von Ihnen, meinem Cousin" — Philipp drehte sich ein wenig herum — „von meinem Cousin Hugh Ogilvie an Sie auszurichten."

Diese Bemerkung hatte blos eine zustimmende Verbeugung und die sehr lakonisch ausgesprochene Hoffnung zur Folge, daß Mr. Ogilvie sich wohlbefinde.

„Das ist allerdings der Fall; wie könnte es auch anders sein, wenn er von einer jungen Frau gepflegt wird", kicherte Isabelle. „Uebrigens kommt das, was ich Ihnen zu sagen habe, auch gleich mit von ihr, was für Sie sehr schmeichelhaft sein muß, da alle Männer meine Cousine Katharine für das bezauberndste Wesen von der Welt halten. Aber vielleicht haben Sie sie schon gesprochen?"

„Allerdings", antwortete Philipp. Er entsann sich nur zu wohl, wie und wo jene Begegnung stattgefunden hatte.

„Ah, ganz richtig — an jenem Abend bei Mistreß Lancaster. War es nicht eine herrliche Gesellschaft, obschon damals Niemand dachte, wie bald meine schöne kleine Brautjungfer selbst eine Braut werden würde? Wohlan, Mr. Wychnor, Katharine und ihr Gatte erkundigten sich neulich nach Ihnen und trugen mir auf, Ihnen zu sagen, daß sie sich sehr freuen würden, Ihren Besuch zu empfangen. Sie bewohnen in Regents-Park die reizendste Villa von der Welt und sind so glücklich wie zwei Täubchen in einem Käfig oder sollten es wenigstens sein."

Philipp verneigte sich wieder und murmelte einige Worte des Dankes für die gütige Einladung.

„Einen dümmern jungen Mann hat es wohl nie gegeben“, dachte Isabelle und setzte laut hinzu: „Hugh trug mir auch auf, zu sagen, daß er binnen kurzem einen Besuch von seiner Schwester Eleanor erwarte. Er sagt, Sie kennten sie?“

Eine abermalige stumme Zustimmung erfolgte, aber keine tiefere Blässe konnte die eisige Kälte verrathen, welche sich jeder Faser in Philipp's Körper bemächtigte.

„Dieser Mensch ist geradezu unhöflich, er ist wie aus Stein gehauen“, murmelte Isabelle, während sie sich entrüstet abwendete und ihrem Aerger dadurch Luft machte, daß sie ihren schlafenden Gatten mit einem Ungestüm, worüber ihr Schwiegervater nicht wenig lachte, bei den Haaren zauste.

„Ist Ihnen das Licht lästig, Mr. Wychnor? Dieses Camphin brennt stets zu dunkel oder zu hell“, sagte Mistreß Pennythorne. „Soll ich die Lampe wegrücken, wenn sie Ihren Augen wehe thut?“

„O nein, durchaus nicht, daß heißt, ein wenig thut sie es allerdings“, antwortete Philipp, indem er schnell die Hand wegnahm, womit er sein Gesicht beschattet hatte. „Meine Augen sind schwach. Ich glaube, ich bleibe des Nachts zu lange auf und arbeite zu viel.“

„Sie sehen allerdings nicht ganz wohl aus“, entgegnete Mistreß Pennythorne und betrachtete ihn mit fast mütterlichem Blick. „Sie sollten unabänderlich um elf Uhr zu Bett gehen, wie ich auch dem armen guten Leigh gesagt habe.“

Hier unterdrückte sie einen Seufzer und warf einen furchtsamen Blick auf ihren Gatten. Dieser machte aber

einige handgreifliche Witze mit seinem schläfrigen Erstgeborenen, zum großen Vergnügen der Gattin desselben, welche ihrem Mann mit ungefähr ebenso viel Achtung, aber nicht halb so viel Aufmerksamkeit begegnete als ihrem Schooßhund.

„Ich werde Leigh recht bald wieder besuchen. Vielleicht wird es auch am besten sein, wenn ich Ihrem freundlichen Rathe folge, Mistreß Pennythorne, und deshalb will ich Ihnen sofort gute Nacht wünschen", sagte Philipp sich erhebend.

Hier aber legte Mr. Pennythorne sein Veto ein.

„Wie, Sie wollen schon wieder davonlaufen?" rief er. „Damit ist es nichts, mein lieber junger Freund! Setzen Sie sich wieder. Cillie, laß sogleich das Abendessen auftragen."

Bei all seinen Mängeln mußte man es doch Mr. Pennythorne zum Ruhme nachsagen, daß er die Gesetze der Gastfreundschaft stets heilig hielt.

Philipp wehrte sich aber erfolgreich und nahm Abschied. Er war bereits in der Hausflur, als Mr. Pennythorne ihn wieder zurückrief.

„Ich wollte Ihnen noch etwas sagen; die lebhafte und amüsante Conversation meiner geistreichen Schwiegertochter hier hatte mich es ganz vergessen lassen", sagte er. „Ich frage Sie, Mr. Wychnor, ob Sie bei den zahllosen Einladungen, womit ein Mann von Ihrer Berühmtheit nothwendig überschüttet werden muß, nächsten Donnerstag frei sind."

Philipp entgegnete, daß dies der Fall sei.

„Nun wollen Sie dann bei uns diniren? Ich wünsche Sie nämlich mit einem speciellen Freund von mir bekannt

zu machen. Es ist ein sehr talentvoller junger Mann und er besitzt ein ungeheures Vermögen, Güter da, dort, überall."

Und Mr. Pennythorne nickte, indem er dies sagte, mit dem Kopfe nach allen vier Himmelsgegenden, wobei sein Sohn schlau mit den Augen blinzelte, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, wenn er andeuten wollte, daß sein verehrter Vater ein wenig aufschneide.

„Ich würde mich höchst glücklich schätzen", entgegnete Philipp, „aber —"

„Ich mag von keinem Aber hören, mein lieber Wychnor", entgegnete Mr. Pennythorne. „Sie müssen kommen. Mein Freund wünscht nämlich ins Parlament gewählt zu werden und gedenkt für einen Wahlflecken in der Nähe von L., dieser würdigen alten Bischofsstadt, als Candidat aufzutreten. Da Sie, wie Sie einmal erwähnten, dort gewohnt haben, so kennen Sie natürlich alle dortigen nähern Verhältnisse und können ihm die Auskunft geben, deren er bedarf. Also bitte, thun Sie uns diesen Gefallen."

„Ich werde mich stets freuen, irgend einem Freunde von Ihnen nützlich sein zu können, Mr. Pennythorne", sagte Philipp, um nur fortzukommen.

„Nun, dann können wir Sie also erwarten. Sie werden meinem Freunde in der That von großem Nutzen sein, wenn Sie ihm den Stand der Politik und der Parteien in der dortigen Gegend klar machen können. Er wünscht sich in England niederzulassen, versteht aber von englischen Angelegenheiten kein Iota und ist eben erst von einem langen Aufenthalt auf dem Continent nach London

zurückgekehrt. Er wird Ihnen gefallen, denn es gibt nirgends einen vollkommenern Gentleman als Mr. Paul Lynedon."

„Paul Lynedon!" wiederholte Philipp.

„Ja; ist dieser Name Ihnen bekannt?"

„Ich habe ihn gehört; doch ich darf Sie nicht so lange hier in der Hausflur stehen lassen. Gute Nacht, Mr. Pennythorne."

„Gute Nacht, Mr. Wychnor. Also vergessen Sie nicht — Donnerstag sechs Uhr!"

Philipp murmelte einige Worte von „großer Ehre", diese Nothlüge der Gesellschaft. Er wußte aber kaum, was er sagte oder that. Als er das Haus im Rücken hatte und anstatt der drückenden Atmosphäre des heißen Zimmers die kühle Nachtluft ihn anwehte, lehnte er sich an das Staket und zitterte an allen Gliedern.

Paul Lynedon war also in London! Eleanor wurde binnen kurzem erwartet! Nun war alles klar wie der Tag. Wenn sie noch nicht vermählt waren, so geschah dies doch sicherlich in der nächsten Zeit. Diese Thatsache war die einzig mögliche Antwort auf seinen Brief, auf einen zweiten stürmischen, flehenden Brief, den er seitdem geschrieben.

Die einzige Antwort auf beide war Schweigen gewesen. Nun war sein männlicher Stolz erwacht und er hatte nicht wieder geschrieben. Er glaubte oder er versuchte zu glauben, er habe sie verloren.

Jetzt aber, wo ihm die greifbare Thatsache vor Augen trat, riß dieselbe in seinem Herzen eine Wunde auf, die er vernarbt geglaubt hatte. Er sollte diesem Glücklichen ent-

gegentreten? Man forderte ihn auf, dem Manne zu nützen, welcher ihn um das Kleinod seines Herzens, um Eleanor's Liebe bestohlen?

Das konnte er nicht. Er wollte London verlassen, er wollte sich vor ihren Blicken verbergen und an irgend einem einsamen Orte den Himmel bitten, ihn zu trösten und aus seinem zerrissenen Herzen selbst die Asche dieser bittern Liebe hinwegzutilgen. Er glaubte sie mit seinem festen Willen, seiner Geduld, seinem stolzen Pflichtgefühl niedergetreten zu haben, und dennoch war sie noch da und brach aufs neue zur verzehrenden Flamme aus. Er rang damit, mit raschen Schritten durchmaß er die einsamsten Straßen, er entblößte sein Haupt, damit der frische Maiwind sein Herz kühle, und dennoch drohte ihn der Wahnsinn zu packen.

Vollständig erschöpft an Körper und Geist erreichte er seine Wohnung. Sein Hirn war wie von einem stumpfen schweren Schmerz überflutet, und dennoch mußte er sich niederlegen und es zu beschwichtigen suchen und Kräfte suchen für einen langen Arbeitstag.

Er mußte die Wirklichkeit über dem Idealen vergessen, er mußte weiter schreiben! Gleichviel, von welcher Art die Qualen seines Herzens waren, so mußte er sich niedersetzen und die wilden Pulsschläge des Menschenherzens in der Welt der Phantasie analysiren. Der arme Philipp! Nur der Himmel weiß, durch welches Fegefeuer Seelen wie die Deinige für unsterblichen Ruhm geläutert werden!

Neunzehntes Kapitel.

Am Morgen saß Philipp wie gewöhnlich bei seiner täglichen Arbeit, denn es war Arbeit, wirkliche Arbeit, obschon er sie lieb hatte. Er widmete sich ihr Tag für Tag, ohne auf Begeisterung zu warten, was ohnehin auch wenige Schriftsteller thun können. Er gewöhnte seinen Geist an seine Pflicht, bis er in den schönen Regionen der Phantasie umherschweifte, wie ein Mann, der in seinem eigenen angenehmen Garten hin und her wandert, nachdem er vorher die Vorsicht gebraucht, an das Thor zu gehen und den Schlüssel abzuziehen.

An diesem Tage begann Philipp sein Werk mit verzweifelter Energie. Er konnte sich nicht in langes Hinbrüten versenken; er wagte es nicht — er floh vor dem Gespenst, welches die Erinnerung heraufbeschworen. Ein Gedanke kämpfte mit dem andern und er suchte dadurch den Schmerz zu tödten, der an seinem Herzen nagte.

Als Philipp einige Stunden geschrieben hatte, kam eine Botschaft von den Pennythornes oder vielmehr von Mistreß Pennythorne, welche meldete, Leigh fühle sich heute recht wohl und wünsche mit seinem theuern Freunde

Mr. Wychnor eine Spazierfahrt zu machen. Die Mutter selbst konnte ihren Sohn nicht begleiten, wollte ihn aber auch weiter Niemand anvertrauen als Philipp, den sie deshalb bat, sich womöglich sofort einzufinden.

Es war dies Philipp sehr unangenehm. Gern hätte er jeden Ort gemieden, wo er Gefahr lief, den Schall von Paul Lynedon's Namen zu hören.

Aber der arme Leigh! Bei dem Gedanken an diesen traten alle jene Bedenklichkeiten in den Hintergrund und zerrannen vor dem ehrfurchtgebietenden Schatten des Todes in nichts.

Philipp legte daher seine Arbeit beiseite, und es dauerte nicht lange, so stand er an der Seite des kranken Jünglings.

„Wie freundlich von Ihnen, daß Sie gekommen sind! Aber Sie sind stets gut und freundlich", sagte Leigh.

„Ja, das ist er in der That. Ich wüßte nicht, was wir ohne Mr. Wychnor beginnen sollten!" rief Mistreß Pennythorne dankbar.

Philipp drückte beiden die Hand, sagte aber nichts. Sie ahnten nicht, welche tiefe Bewegung in seinem Herzen kämpfte, in diesem armen zerrissenen Herzen, welches, immer noch wahnsinnig liebend, sich allein und ungeliebt fühlte.

Dennoch berührten diese wenigen Worte es wie Balsam. Es war süß, zu fühlen, daß er auch jetzt für wenigstens einen Menschen in der weiten öden Welt von Nutzen und ihm theuer war.

„Leigh kann heute eine etwas weitere Spazierfahrt machen, denn meine Schwiegertochter braucht den Wagen nicht selbst. Ich wollte, ich könnte mitfahren", seufzte die

Mutter; „mein Mann bleibt aber nicht gern allein, wenn er schreibt.“

„Cillie, Cillie, willst Du denn den ganzen Tag in Leigh's Zimmer bleiben?“ erscholl es zur Thür des Schreibzimmers heraus.

Die arme Mistreß Pennythorne warf einen hoffnungslosen Blick auf Philipp, küßte hastig ihren Sohn und verschwand im nächsten Augenblick, während Leigh's sehnsüchtiger Blick ihr folgte.

„Ich wollte, mein Vater ließe sie öfter und länger bei mir bleiben. Sie würde es auch gern thun, denn wie bald! — Sie ist eine gute, liebe Mutter, und sie weiß auch, daß ich davon überzeugt bin. Sagen Sie es ihr aber auch noch, Philipp.“

Philipp drückte dem Knaben die Hand. Es war seltsam und rührend, wie ruhig in Leigh's Gedanken und Worten der Tod sich mit dem Leben mischte. Er schwieg eine Weile und fuhr dann in heiterem Tone fort:

„Heute müssen Sie mich recht lange draußen lassen. Ich fühle mich so kräftig, und vielleicht können wir bleiben, bis wir die Sonne untergehen sehen. Von meinem Zimmer hier kann ich das nie sehen, wie Sie wissen, und es ist das für mich jetzt, wo die Abende so schön sind, eine große Entbehrung.“

Philipp redete ihm begütigend zu, wie ein älterer Bruder gethan haben würde, und versprach alles, vorausgesetzt, daß er sich stark genug fühlte. Dann faßte er Leigh wie ein Kind in seine Arme und trug ihn die Treppe hinunter in den eleganten Wagen.

Was für verschiedene Insassen waren die junge Mode-

dame und der arme kranke Knabe, der in Mäntel und Kissen halb begraben darin lag!

Dennoch richtete Leigh mit heiterem Blick den Kopf empor, als seine Mutter sich am Fenster zeigte, um ihnen, als sie fortfuhren, zum Abschied noch einmal zuzunicken.

Philipp sah das freundliche, liebende Lächeln, welches zwischen Mutter und Sohn gewechselt ward — er dachte später noch oft daran.

„Nun, wo wollen wir hinfahren?" war die erste Frage, die Philipp that, als sie auf der sich in unabsehbare Ferne streckenden Chaussee dahinrollten.

Leigh wünschte, daß sie in irgend eine ruhige Fahrstraße einlenkten. Er wollte weit hinein in die Felder nach jenem schönen Heckenwege, der sich bei Chiswick den Fluß entlang zieht. Er war zu Anfang seiner Krankheit einmal hier gewesen und hatte schon oft wieder von dieser Oertlichkeit gesprochen. Er sehnte sich darnach, sagte er, mit ihren überhängenden Bäumen und der Aussicht auf den im Sonnenglanze funkelnden Fluß. Er wußte, daß heute, an diesem ruhigen, hellen Mainachmittag, dieser Anblick ein ganz besonders schöner sein würde.

Demgemäß fuhren sie dorthin. Es war einer jener Frühlingstage, wo die Erde von ihrer freudevollen Arbeit des Knospens und Blühens auszuruhen und vom Sommer zu träumen scheint. Die Vögel auf den Bäumen, die Schwäne auf dem Wasser, die weißen Wolken am Himmel waren noch dieselben, und auf allem ruhte der Zauber eines beseligenden Schweigens, eines Schweigens, welches erfüllt war von Glück, Liebe und Hoffnung.

Schweigend, Hand in Hand, saßen beide da und

betrachteten dieses schöne Schauspiel. Aus dem Herzen beider entwich alle Bitterkeit, die Bitterkeit des Lebens und die Bitterkeit des Todes. Welche war wohl die größere?

Auf der Brücke in Kew fing Leigh an zu sprechen. Er bat, den Wagen einen Augenblick halten zu lassen, damit er den herrlichen Sonnenuntergang sehen könnte. Er richtete sich halb empor, und die großen braunen Augen schienen die ganze Schönheit zu trinken, welche über Erde, Wasser und Himmel ausgebreitet lag.

Lange ruhten sie darauf. Dann wendeten sie sich herum, um denen Philipp's zu begegnen. Der stumme Blick, den sie wechselten, war erhaben, feierlich und bedeutungsvoll.

„Sind Sie zufrieden?" flüsterte Philipp.

„Ja, vollkommen! Lassen Sie uns nun wieder nach Hause zurückkehren", antwortete Leigh. Seine Augen schlossen sich und seine Stimme wurde schwach.

„Sie scheinen müde zu sein", sagte Philipp besorgt.

„Ja, ein wenig. Sie bringen mich nun wieder nach Hause, nicht wahr, Philipp?"

Mit diesen Worten ließ Leigh seinen Kopf schwer auf die Schulter seines Begleiters niedersinken, so schwer, daß Philipp den Kutscher durch einen Wink aufforderte, so schnell als möglich zu fahren. Dann schlang er seinen Arm um den Knaben, welcher mit geschlossenen Augen dalag, während seine bleiche Wange in dem purpurnen Abendschein grau und eingesunken aussah. Einmal sprach Philipp, fast zitternd, daß keine Antwort erfolgen werde.

„Fühlen Sie sich auch ganz wohl, lieber Leigh?" fragte er.

Die Augen des Knaben öffneten sich und seine Lippen wurden durch ein mattes Lächeln getheilt.

„Ja", sagte er, „ich bin blos müde. Ich kann mich kaum wach erhalten, muß dies aber, bis ich meine Mutter gesehen habe."

Und das sterbende Haupt lastete immer schwerer auf Philipp's Schulter, und die Hände, welche er in die seinen zog, um sie zu wärmen, wurden schon feucht und starr. So saß er mit seiner geliebten Bürde in den Armen, und der Wagen fuhr heimwärts, bis sie sich dem Hause näherten.

Die Mutter stand an der Thür.

„Führt sie hinweg, um Gottes willen, nur auf eine Minute!" flüsterte Philipp dem Diener zu, aber sie kam schon auf den Wagen zugeeilt.

„Leigh! Was macht mein lieber Sohn? Wie befindet er sich?" rief sie.

Ihre Stimme schien selbst die Schatten des Jenseits zu durchbrechen, um zu dem Verständniß des sterbenden Knaben zu dringen, denn er schlug die Augen auf und lächelte sie zärtlich an.

„Leigh ist sehr müde, er schläft fast schon", sagte Philipp hastig. „Nehmen Sie die Kissen, Mistreß Pennythorne, und wir wollen ihn hineintragen."

Sie gehorchte, ohne ein Wort zu sprechen, aber ihr Gesicht ward todtenbleich und ihre Hände zitterten.

Als der Knabe, wie er zu wünschen schien, in den Lehnstuhl seiner Mutter gesetzt worden, kam sie und kniete vor ihm nieder und schaute ihm ins Gesicht.

Ein dunkler Schatten ruhte darauf. Sie sah es und

fühlte, daß die Zeit da war, wo selbst eine Mutter nicht zwischen ihrem Kinde und dem Tode stehen konnte.

Philipp glaubte, sie würde laut aufkreischen oder ohnmächtig niedersinken, aber sie that keins von beiden. Sie schaute blos mit mild flehendem Blick in die trüben Augen.

„Mutter, lässest Du mich ziehen?“ murmelte Leigh.

Sie seufzte lange und tief, als ob sie einen so furchtbaren Schmerz unterdrückte, daß der Kampf dem einer scheidenden Seele glich, und sagte dann:

„Ja, mein lieber Sohn.“

Er lächelte — welch ein Himmel liegt in dem glücklichen Lächeln des Sterbenden! — und ließ ihre zärtlich vorsichtigen Hände, die auch jetzt noch nicht auf die lange Pflege verzichten wollten, den Mantel abnehmen und den Wein an seine Lippen halten.

Dann setzte sie sich neben ihn, lehnte seinen Kopf an ihre Brust und wartete — o geheimnißvolle Macht der Mutterliebe! — wartete thränenlos und ruhig auf das Abscheiden des Lebens, welches sie gegeben.

„Er ist ganz zufrieden, ganz glücklich, er sagte mir es“, flüsterte Philipp ihr ins Ohr.

Sie drehte sich wie erschreckend auf einen Augenblick herum und entgegnete:

„Ja, ja, ich weiß es. Still, still!“

Und sie neigte sich wieder über ihr Kind, dessen matte Lippen kaum lauter als einen Seufzer das letzte Wort zu stammeln suchten, das Wort „Mutter“.

Und nun herrschte in dem Zimmer langes, tiefes, feierliches Schweigen, während dessen der Geist die sterbliche Hülle verließ. Sie wußten blos, daß dem so war, als der

Mond aufging und sein bleicher geisterhafter Schein auf das Antlitz des immer noch an der Mutterbrust ruhenden Knaben fiel.

Die Mutter drehte sich herum und betrachtete ihn ohne einen Schrei, ohne ein Stöhnen, so schön, so himmlisch war dieser Anblick.

Hätte man in diesem Augenblick die Frage: „Geht es gut mit dem Kind?" an sie gerichtet, so würde sie ebenso wie die Sunamitin geantwortet haben: „Es geht gut."

„Gott stehe ihr bei!" murmelte Philipp Wychnor, als sie ihm endlich gestattete, die geliebte Gestalt aus ihren Armen zu nehmen und zum letzten Male in Leigh's Zimmer zu tragen. Ehe der junge Mann das Zimmer, früher der Schauplatz des Schmerzes und der Leiden, jetzt heiligen Friedens und Todesschlummers, verließ, blickte er lange und innig auf das weiße stille Bild, welches vor ihm lag.

Dann wendete er sich ab und dachte nicht mehr an das todte Ebenbild dessen, was der arme Leigh gewesen, sondern an die nun beglückte, frohlockende, glorreiche Seele.

Als er die Treppe hinabging, ward rasch und laut an die Thür gepocht. Es war der Vater, welcher nicht wußte, daß er in ein Haus des Todes zurückkehrte.

„Cillie! Cillie! Nun, was soll das heißen? Wo bleibt sie? Mistreß Pennythorne, wo stecken Sie?" rief er in seinem gewohnten gebieterischen Tone, als seine Gattin ihm nicht, wie er stets verlangte, gleich an der Thür entgegen kam.

Philipp ging auf ihn zu und zog ihn in das kleine Parterrezimmer.

„Ah, Mr. Wychnor! Ich bin sehr überrascht, Sie heute

hier zu sehen, freue mich aber darüber", begann er in seiner gewohnten Weise. „Cillie! Cillie! wo bleibt sie nur? Cillie! Wie oft soll ich rufen?"

Philipp's Schweigen machte ihn endlich betroffen und er schwieg ebenfalls.

„Mistreß Pennythorne ist oben", sagte der junge Mann in leisem, zögerndem Tone.

„Ja, ja, das glaube ich wohl — bei Leigh", entgegnete Mr. Pennythorne.

„Nein, Leigh bedarf ihrer jetzt nicht mehr. Mr. Pennythorne, Ihr Sohn ist todt!" sagte Philipp, bereute aber im nächsten Augenblicke schon, daß er die Nachricht so ohne alle Vorbereitung mitgetheilt.

Der alte Mann packte ihn mit ungläubiger Geberde am Arme.

„Sie — Sie wollen doch nicht —", stammelte er.

Philipp sah ihn an, ohne zu antworten.

„O mein Gott!" rief Mr. Pennythorne und sank sprachlos auf einen Stuhl nieder.

Philipp hatte sich mit Widerwillen von dem harten, lieblosen Vater des Lebenden abgewendet, welcher, sich vorsätzlich selbst täuschend, seinen eigenen Sohn geopfert und diesem Opfer mit grausamem Blick zugesehen hatte, aber kein menschliches Herz hätte sich ohne Mitleid von dem jetzt von Reue und Schmerz erfüllten Vater des Todten abwenden können.

Viele Minuten lang saß der alte Mann unbeweglich da. Sein Schmerz war in seiner verhaltenen Macht so fürchterlich, daß Philipp kein Wort des Beileids zu flüstern wagte.

Endlich richtete er den Kopf empor, obschon ohne aufzublicken, und murmelte den Namen seines Weibes.

„Soll ich sie rufen?"

„Ja."

Sie trat in diesem Augenblick ein. Sie hatte an der Thür gewartet und sich ihrem Gatten selbst jetzt nicht zu nähern gewagt. Nun aber näherte sie sich ihm, als Weib, als Gattin. Sie legte seinen Kopf an ihre Schulter, und zum ersten Mal in seinem Leben klammerte er sich an sie und fühlte, daß sie in all ihrer Schwäche doch stärker war als er.

„Komm mit, Pierce", flüsterte sie und führte ihn hinweg, während er widerstandslos folgte wie ein Kind.

Was zwischen den trostlosen Aeltern vorging, erfuhr Niemand von dem Hauspersonal. Sie blieben stundenlang, ja tagelang, während der ganzen Zeit, wo der Todte in seinem kleinen Zimmer oben lag, in ihr Zimmer eingeschlossen. Sie empfingen Niemand, wenigstens er nicht, obschon sie dann und wann aus und ein ging, um nothwendige Befehle zu ertheilen.

Sie that dies alles mit einer Festigkeit und Energie, welche wunderbar zu sehen war. Philipp, der sie einoder zweimal auf einige Augenblicke sah, wenn sie in das stille dunkelgemachte Zimmer hinunterging, sprach unwillkürlich zu ihr mit der Ehrerbietung wie zu einer jener Frauen, welche Gottes Engel auf Erden sind.

Nach wenigen Tagen bewegte sich der Leichenzug mit seinem eitlen zwecklosen Pomp in dem hellen Sonnenschein von der Thür des Hauses hinweg über den freien Platz, und das Haus der Pennythornes war kinderlos auf immer.

Zwanzigstes Kapitel.

„Sind Sie heute Abend zu Hause, Wychnor?“ sagte eine freundliche Stimme, als Philipp gedankenvoll auf sein Pult gestützt in seinem Zimmer saß.

Er blickte auf und sah das Gesicht des alten David Drysdale an der Thür.

„Ja wohl, für Sie stets, mein guter Freund“, entgegnete er.

„Ich meine, ist vielleicht Grund zu jener ergötzlichen Fiction vorhanden, bei welcher die Gesellschaft lächelnd ein Auge zudrückt?“ entgegnete Drysdale. „Ist Ihr Geist wirklich ebenso zu Hause wie Ihr Körper? Sind Sie völlig frei?“

„Ja, ich bin mit meiner Arbeit für heute fertig. Ich bitte, kommen Sie herein, Mr. Drysdale, Sie sind mir sehr willkommen.“

„Haben Sie mehr als einen Willkommen zu verschenken?“ fuhr Drysdale, immer noch den Thürgriff festhaltend, fort; „ich bin nämlich nicht allein.“

„Jeder Freund von Ihnen kann eines höflichen Empfangs bei mir versichert sein“, begann Philipp in der gewöhnlichen conventionellen Form.

„Dummes Zeug!“ unterbrach ihn der alte Mann. „Ich schmeichelte mir schon, Sie von dieser albern höflichen Ausdrucksweise kurirt zu haben. Ueberdies sind Freunde in London fast ebenso zahlreich wie Heidelbeeren, Sie wissen, daß ich das in Wahrheit sagen kann. Dieser Herr ist blos ein Bekannter von mir und wünscht auch einer von Ihnen zu werden.“

„Und mit der Zeit hoffentlich ein wenig mehr“, fuhr eine Stimme hinter ihm fort.

Dieselbe war so wohllautend und hatte so vollkommen den Ton und Ausdruck des echten Gentleman, daß Philipp sich begierig nach dem Sprecher umsah, welcher hinzusetzte:

„Soll ich mich vielleicht selbst vorstellen, Mr. Wychnor? denn mein Freund hier scheint fast geneigt, mich zu verleugnen.“

Und aus seinem Gesicht strahlte jenes schöne unwiderstehliche Lächeln, welches den Beschauer vergessen ließ, daß es nicht streng schön genannt werden konnte.

„Mein Name ist Paul Lynedon.“

Philipp hatte dies schon errathen, konnte sich aber doch eines leichten Zusammenzuckens nicht erwehren. Wieder bemächtigte sich seiner jener qualvolle Schmerz, das Blut schien in seinem Herzen zu Eis zu erstarren und sich im nächsten Augenblick in einen Feuerstrom zu verwandeln.

Er mußte ruhig sein, und er war es. Er überwand sich, den Mann willkommen zu heißen, den Eleanor liebte.

Er konnte sich jetzt nicht mehr wundern, daß dies der Fall war. Er betrachtete die feingebaute Gestalt, in welcher sich natürliche Anmuth mit der Leichtigkeit der Bewegung und der Eleganz verschmolz, welche der Verkehr mit der

feinen gebildeten Welt verleiht. Er sah den intelligenten Kopf, der außer Charakter auch etwas ungemein Gewinnendes besaß, welches ihm durch seinen einzigen vollkommenen Zug, den an Form und Ausdruck unnachahmlich schönen Mund, verliehen ward.

Und dann die Stimme, dieses Kennzeichen des Herzens, wie musikalisch war sie!

Alles dies ward von Philipp's Auge und Ohr wahrgenommen, und selbst während ein Gefühl von Demüthigung sein Herz fast in ihm ersterben ließ, fühlte er sich froh und dankbar. Sie hatte ihre Liebe nicht an einen Unwürdigen weggeworfen, ihre Wahl war nicht von der Art, daß sie dadurch in seinen Augen erniedrigt worden wäre, und er konnte alles ertragen, nur nicht dies.

„Ich habe mir dieses Vergnügen schon seit längerer Zeit gewünscht, Mr. Wychnor", sagte Paul mit jenem Gemisch von Offenheit und Höflichkeit, worin der größte Reiz seines Wesens lag. „Sie kommen mir durchaus nicht unbekannt vor, nicht blos wegen Ihrer Schriften, über welche ich mir natürlich nicht erlauben will, mich jetzt ohne weiteres auszusprechen —"

„So ist's recht, Mr. Lynedon", unterbrach David Drysdale. „Es ist allemal sehr ennuyant, wenn ein Fremder, nachdem er uns kaum vorgestellt worden, sofort unsere Seele vor unsern Augen zerlegt und zergliedert, sodaß wir sie in den meisten Fällen, nachdem sie von den schmuzigen Tatzen eines Narren betastet worden, selbst verachten. Ich freue mich zu sehen, daß Sie in dieser Beziehung meh- Verstand und einen bessern Takt haben, Sir."

„Sehr verbunden", antwortete Lynedon mit freund-

lichem Lächeln und sich verbeugend, worauf er sich wieder zu Philipp herumwendete. „Nach dieser Bemerkung unseres Freundes darf ich wohl nichts mehr von der Kenntniß sagen, die ich über Sie aus Ihren Schriften geschöpft, obschon dies doch der richtigste Weg bleibt, um einen Menschen kennen zu lernen. Der Welt gegenüber haben wir so viele äußerliche Ichs.“

„Aber das sollten wir nicht“, murmelte Drysdale, abermals Philipp die Antwort aus dem Munde nehmend. Er wußte nicht, wie dankbar der junge Mann ihm für diese Einmischung war.

„Das mag wohl sein“, fuhr Lynedon höflich fort, indem er sich wieder zu seinem schweigsamen Wirth wendete. „Ich habe aber auf vielfältigem anderweiten Wege von Ihnen gehört — von Mr. Pennythorne und verschiedenen andern Personen.“

Philipp wechselte die Farbe und begann schnell von den Pennythornes zu sprechen.

„Ich glaube, ich war eingeladen, Sie in dieser Familie zu treffen, Mr. Lynedon“, sagte er, „wenn nicht der Trauerfall eingtreten wäre.“

„Ach ja, ganz recht, es ist Jemand gestorben. Haben die guten Leute sich von ihrem Schmerze ein wenig erholt?“ fragte Paul. Obschon sein Gesicht einen ernsten, theilnehmenden Ausdruck hatte, so war doch der Ton, in welchem er sprach, nicht ganz aufrichtig.

„Ich dachte mir gleich, daß man diesen Knaben noch zu Tode martern würde. Nicht wahr, der jüngste war es? Er war ein ganz kluger Kopf. Sie vermissen ihn wohl sehr, Wychnor?“ bemerkte Drysdale.

„Allerdings.“

„Und was für ein Taugenichts und Dummkopf ist der Vater von jeher gewesen! Ich wollte, ich hätte es ihm gesagt!“ rief Drysdale entrüstet.

„Still! still! Sie würden ihm verzeihen, wenn Sie ihn jetzt sähen“, bemerkte Philipp in sanftem Tone und sprach dann mehr über Leigh, während Drysdale ihm aufmerksam zuhörte und Paul Lynedon, dasselbe Interesse affectirend, sein Stöckchen in den Fingern herumdrehte.

Philipp bemerkte sehr bald diese Zerstreutheit und entschuldigte sich.

„Sie haben, glaube ich, meinen armen jungen Freund nicht gekannt, und deshalb kann das Gespräch über ihn für Sie nicht sonderlich interessant sein.“

„O nein, da irren Sie sich“, antwortete Lynedon. Unter keiner Bedingung hätte er für gefühllos angesehen werden mögen. Ueberdies hatte er sich viel Mühe gegeben, sich über den Charakter des jungen Autors zu unterrichten, der ihm vielleicht auf mancherlei Weise nützlich sein konnte und dessen vorausgesetzter Zusammenhang mit jener kleinen Episode seines Lebens in Bezug auf Eleanor Ogilvie seinem sorglosen Gedächtniß gänzlich entschlüpft war. Entschlossen, zu gefallen, übte er nun in jeder Beziehung sein Lieblingstalent, allen alles zu sein.

Er war oft der Meinung, es sei dies das Klügste, was sein frommer Namensvetter jemals gesagt, und wünschte sich in ziemlich unehrerbietiger Weise Glück zu der von ihm vorausgesetzten Aehnlichkeit zwischen ihnen. Hierin jedoch verrechnete er sich, denn Philipp kam nach seiner eigenen offenen Weise zur Sache, indem er sofort sagte:

„Wahrscheinlich ist der Grund, welchen Mr. Pennythorne für unsere von ihm beabsichtigte Begegnung in seinem Hause angab, die Veranlassung zu Ihrem freundlichen Besuche, Mr. Lynedon, und da die Sache kein Geheimniß ist, so gestatten Sie mir wohl, Ihnen zu sagen, mit welchem Vergnügen ich Ihre Absichten gefördert haben würde, wenn es mir möglich gewesen wäre."

„Absichten gefördert? Er hat also Absichten? Davon hat er mir nie ein Wort gesagt!" sagte Drysdale mit einer Geradheit, welche Lynedon bewog, ihn im Stillen in jenes Centralfeuer zu wünschen, dessen Erforschung das dermalige Steckenpferd des alten Philosophen war. „Ich glaubte, Sie wünschten blos hierher zu gehen, um den jungen Schriftsteller zu sehen, von welchem Sie, wie Sie sagten, so viel gehört."

„Das war allerdings mein Hauptgrund, und Sie lassen mir, indem Sie dies erwähnen, blos Gerechtigkeit widerfahren", entgegnete Paul, höflich wie immer lächelnd, versuchte aber sofort aus dieser für ihn etwas unangenehmen Situation herauszukommen, indem er das Gespräch auf seine Pläne hinsichtlich der Parlamenswahl für —shire brachte. „Sie haben dort gewohnt, nicht wahr, Mr. Wychnor?" sagte er. „Eine herrliche Grafschaft. Es gibt in ganz England keine, wo ich so gern mein Zelt aufschlagen möchte."

Philipp senkte die Augen und seine Finger spielten krampfhaft mit dem Papiere auf seinem Pulte.

„Also", sagte Drysdale, „das heißt, rund heraus gesagt, Sie wünschen als Candidat für den Wahlflecken L. aufzutreten. Pennythorne sprach schon davon, und Sie

bedürfen Wychnor's Kenntniß der Stadt. Haben Sie nicht selbst Freunde dort?"

„Nein — ja", entgegnete Paul fast verlegen, denn er dachte plötzlich an die Möglichkeit, daß Philipp von gewissen frühern Thorheiten unterrichtet sei, deren bloße Erinnerung ihm die Schamröthe in die Wangen trieb.

Philipp sah dies. Er las darin das Bewußtsein glücklicher Liebe, und das Herz schnürte sich ihm krampfhaft zusammen.

Diese seltsam verschiedenen Gefühle machten beide junge Männer geneigt, ein und dasselbe Verfahren einzuschlagen. Jeder entfernte sich instinctartig von dem Gegenstande und nahm seine Zuflucht zu gefahrlosen Allgemeinheiten. Die Conversation ging gewissermaßen in ein gleichgültiges Scharmützel über, wie es oft zwischen zwei Personen vorkommt, von welchen jede ihre Gedanken zu verbergen und die der andern zu entdecken sucht.

Paul Lynedon gelang dies am besten, denn er war in dieser Kunst weit geübter als Philipp. Er sprach gut, zuweilen glänzend, aber dennoch schien er selbst den ernstesten Gegenständen nur den Dienst der Lippen zu widmen und stets mehr den Effect seiner Worte als die Worte selbst zu erwägen.

Er und David Drysdale führten das Gespräch fast ganz allein. Einigemal und gerade bei seinen schönsten Redesätzen stockte Paul und fragte sich im Stillen, warum Philipp's Augen so forschend auf ihn geheftet wären. Dieser forschende Blick gefiel ihm durchaus nicht.

Nach einiger Zeit fiel es ihm ein, daß seine Chaise vor der Thür warte und daß er ein wichtiges Geschäft in

Regents=Park — es war dies der Ort, der ihm zuerst einfiel — abzumachen habe.

Sowie das zufällige Wort über seine sorglosen Lippen ging, zitterten die Philipp's und wurden bleich.

In Regents=Park! Das war ja die volle Rechtfertigung aller seiner Zweifel!

Paul Lynedon's Abschied war ungemein freundschaftlich und artig. Er dankte seinem neuen Bekannten für all seine Güte — „die Güte, welche er zu zeigen beabsichtigte", wie Drysdale in seiner ironischen Weise bemerkte — und sagte, er sei stolz darauf, Mr. Philipp Wychnor hinfort zu seinen Freunden zu zählen.

Vielleicht fühlte er wirklich den größten Theil dessen, was er aussprach, denn Niemand betrachtete je den jungen Autor ohne ein Gefühl von Aufmerksamkeit und Interesse.

„Haben Sie die Güte, meinen Besuch recht bald zu erwiedern", sagte Paul, indem er Philipp die Hand bot.

Philipp zog für den Augenblick die seinige zurück, doch ward diese Bewegung in dem ziemlich dunkeln Zimmer nicht bemerkt. Mit gewaltiger Anstrengung drängte er seine Gefühle zurück und nahm Lynedon's Händedruck mehr hin, als daß er ihn erwiederte.

Als sich die Thür hinter Lynedon schloß, seufzte Philipp, als ob ihm ein Berg von der Brust hinweggewälzt wäre. Er vergaß beinahe, daß Drysdale noch da war.

Endlich rüttelte ihn dieser aus dem Hinbrüten, in welches er versunken war, durch die Bemerkung auf:

„Ich kann aus diesem jungen Manne nicht klug werden. Können Sie es?"

„Ich? Wer?" fragte Philipp emporfahrend.

„Ich meine aus Paul Lynedon natürlich", entgegnete Drysdale. „Ich hätte Lust, ihn zu anatomisiren, das heißt seine Seele. Welch ein interressantes psychologisches Studium müßte das sein!"

„Meinen Sie?" sagte Philipp zerstreut.

„Ja wohl, ganz gewiß. Ich habe seit einigen Tagen das Experiment mit mir selbst versucht. Da ich jetzt mit den abstracten Wissenschaften beinahe fertig bin, so beabsichtige ich, die große Wissenschaft der Menschennatur zu beginnen, und mein erster Gegenstand soll Paul Lynedon sein. Was denken Sie von ihm?"

Philipp bemeisterte seine Gemüthsbewegung und sagte in festem Tone:

„Er scheint ein intelligenter Mann zu sein und ist ohne Zweifel ebenso gut, als er aussieht."

„Das ist es eben. Wie er aussieht! Wie er scheint! Noch nie bin ich im Stande gewesen, zu sagen: wie er ist. Er ist für mich ein Räthsel, gerade wie die alte Fabel vom Chamäleon. Zu verschiedenen Zeiten gesehen, erscheint er in verschiedenen Farben, und dennoch kann man von ihm nicht sagen, er wechsele die Haut; er ist im Grunde genommen immer dasselbe Thier. Die Veränderung ist blos die Wirkung der Lichter, durch welche er passirt. Heute Abend schien er ganz verschieden von dem Individuum, welchem ich die Ehre hatte gestern bei Mistreß Lancaster zu begegnen. Dennoch glaube ich nicht, daß Paul Lynedon ein Heuchler und ein Lügner ist; ein Mann von dieser Schädelbildung kann so etwas nicht sein."

Und Drysdale, der ebenso gut Phrenolog als Physiognomiker war, hielt seinem jungen Freund über dieses

Kapitel einen langen Vortrag, den wir hier überspringen wollen.

„Die Frage liegt so“, fuhr Drysdale in seiner energischen Weise fort. „Ist er ein Mann der Wahrheit oder nicht? Was er von beidem ist, kann ich jetzt nicht sagen, nur denke ich, wenn er kein Mann der Wahrheit ist, so hätte wenigstens ein solcher aus ihm werden können. Es gibt Menschen, die unstät und schwankend durch das ganze Leben gehen und gleichwohl aus ganz leidlich vollwichtigem Metall zusammengesetzt sind, sobald man sie nur festhalten kann. Diesen festen Griff nun hat, glaube ich, nach Paul Lynedon Niemand gethan, ich glaube wenigstens Niemand, der genug Einfluß auf ihn gehabt hätte, um ihn das sein zu lassen, was er jetzt blos zu scheinen bemüht ist. Glauben Sie das nicht auch?“

Philipp hatte mit solcher Spannung zugehört, daß dieselbe ihm förmlich schmerzhaft ward. Er glaubte nicht alles, was Drysdale sagte, er wollte es nicht glauben. Der Paul Lynedon, welcher der Welt angehörte, war ihm nichts. Der Paul Lynedon dagegen, welchen Eleanor erwählt, welchen Eleanor im Begriff stand zu heirathen — er zwang sich, diese buchstäblichen Worte zu denken — war für ihn das Interessanteste, was die Welt besaß.

An der Würdigkeit dieses Mannes zu zweifeln war ihm eine Qual. Er wollte sich überzeugen. Sein Herz gegen alle niedrigen Gefühle stählend, wollte er Lynedon nicht ausweichen, sondern ihn vielmehr gründlich kennen zu lernen suchen.

„Sie antworten ja nicht! Sind Sie derselben Ansicht wie ich?“ fragte Drysdale, der, nachdem er sich förmlich

außer Athem gesprochen, sich in seinem Stuhle zurücklehnte und aufmerksam die wunderlichen flackernden Schatten betrachtete, welche die Straßenlaterne auf die Wand des noch nicht beleuchteten Zimmers warf.

„Alles, was Sie sagen, ist vollkommen wahr, das bezweifle ich durchaus nicht“, antwortete Philipp, „aber dennoch mag ich mich nicht positiv aussprechen, solange ich den Mann nicht selbst genau kennen und beurtheilen gelernt habe.“

„Bravo, bravo, lieber Wychnor! Das Organ der Vorsicht und noch mehr das der Gewissenhaftigkeit ist bei Ihnen in ungewöhnlich hohem Grade entwickelt“, rief der alte Mann, indem er sich mit dem Zeigefinger auf die beiden Stellen des Hirnschädels tippte, die von den Phrenologen als der Sitz der genannten Eigenschaften bezeichnet werden. „Die Kenntniß aber, von der Sie sprechen, ist ja eben das, was ich Ihnen zu verschaffen wünsche, und dies war, offen gestanden — denn es ist nicht meine Manier, hinter dem Berge zu halten — der Hauptgrund, weshalb ich Lynedon zu Ihnen führte, obschon er es auch selbst wünschte. Vielleicht könnten Sie wohlthätig auf ihn einwirken, wenn Sie es versuchen wollten.“

„Ich wollte, ich könnte es, das weiß Gott!“ rief Philipp eifrig, so eifrig, daß Drysdale ihn erst überrascht anblickte und dann, wie von einem plötzlichen Impuls getrieben, sich erhob und seinem Liebling in einer Weise, welche den aufrichtigsten Beifall verrieth, auf die Schulter klopfte, indem er zugleich in liebreichem Tone sagte:

„Na, ich wußte schon vorher, daß Sie ein so braver, edelgesinnter Mensch sind, wie nur je einer gelebt hat.

Vielleicht hätte ich es nie der Mühe werth erachtet, die Menschennatur überhaupt zu studiren, wenn Sie mich nicht dazu bewogen hätten. Was nun Paul Lynedon betrifft — aber Sie hören wohl gar nicht, was ich sage?"

„O ja, lieber Freund, ich höre alles mit der gespanntesten Aufmerksamkeit."

„Wohlan, sehen Sie, welche phantastische Schatten die durch Ihre Musselingardinen scheinende Straßenlaterne wirft? Jedesmal, wo ich hier bin, sehe ich eine andere Zeichnung an der Wand. Wenn aber, merken Sie wohl, keine Laterne da wäre, so wäre gar kein Schatten vorhanden. Die Laterne ist Paul Lynedon's Seele. Die Gardine, die fortwährend einen andern Faltenwurf annimmt, ist sein durch Temperament, Umstände oder Erziehung modificirter äußerer Charakter. Was ich nun von Ihnen gethan zu sehen wünsche, ist einfach dieses."

Und die That auf das Wort folgen lassend, zog er langsam und vorsichtig die Gardine auf die Seite, sodaß das breite volle Licht die ganze Wand erhellte.

„Ja, das will ich thun, dafern der Himmel mir beisteht!" rief Philipp. „Um Eleanor's willen! um Eleanor's willen! murmelte er in seinem Herzen, welches nicht wußte, wie unnöthig dieses Gelübde war.

Ende des zweiten Bandes.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.